

Wolfszille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je am 0.12 Blott für die achtgepaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zł. Anzeigen unter Text 0.60 Zł. von außerhalb 0.80 Zł. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

❖ Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens ❖

Abonnement: Vierteljährig vom 1. bis 15. 5. cr. 1.65 Zł., durch die Post bezogen monatlich 4.00 Zł. In beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Kattowitz, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteurs.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postfachkonto P. K. D., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprechanhänge: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2037; für die Redaktion: Nr. 2004

Machtvolle Maifeiern in der ganzen Welt

Ruhiger Verlauf in Polen — Kein Land ohne Maifeier — Kommunistische Provokationen in Berlin

Zum 3. Mai

In der Geschichte des polnischen Volkes ist die Schaffung der Konstitution vom 3. Mai 1791 eines der schönsten Blätter. Sie ist unter dem Druck des Verfalls entstanden, hat die Luft der Juniereignisse des Jahres 1789 geatmet, als das Pariser Volk seinen Sonnenkönig dantonjagte und die Gleichheit der Menschenrechte verkündete. Dieser frische Luftzug in Europa, der manche Monarchie aus dem Traume erwachen ließ und sie daran erinnerte, daß es auch noch ein Volk gibt, das nach seinen Rechten ruft, fand in Polen den Widerhall, der allerdings durch die neue Verfassung vom 3. Mai und Abschaffung des „liberum veto“ die Teilung selbst nicht mehr verhindern konnte. Der Verfall, den der Adel, die Schlichte, vorbereitet hatten und deren Intrigen ja bereits die Russen zur Herrschaft über die weit-aus größten Teile Polens herbeiführte, war nicht mehr aufzuhalten. Und, sagen wir es offen, die Verfassung vom 3. Mai ist auch den Verhältnissen des polnischen Staates weit vorausgeeilt. Es ist nicht unsere Sache, zu untersuchen, wie weit die Anwendung der Verfassung vom 3. Mai selbst die Teilung noch hätte aufhalten können, darüber hat die Geschichte bereits ihr Urteil gesprochen, der Adel, die Schlichte, wollten lieber unter Fremdherrschaft, als den Volksmassen größere Freiheiten zu gewähren. Und wir haben ja im Verlauf der Unterdrückungszeit gesehen, daß sich diese Fürsten, Großgrundbesitzer und die polnische Bourgeoisie, soweit von einer solchen überhaupt gesprochen werden konnte, unter den neuen Machthabern sehr wohl gefühlt haben, sie haben ihren Ausgleich gefunden und nur die Mittelschicht und der Arbeiterstand waren es, die in der Knechtung immer wieder das Banner des unabhängigen Polens aufgerollt haben und hier waren gerade die Sozialisten Träger der Unabhängigkeitsidee, die schließlich durch die Weltkatastrophe ihren vollen Sieg, weit über Erwarten erfuhr.

Die Verfassung vom 3. Mai war es auch, die den polnischen Volksmassen alljährlich das große Ideal der eigenen Staatlichkeit in Erinnerung brachte und dieser 3. Mai ist denn auch das Symbol des untergegangenen und des auferstehenden Polens gewesen. Wir Sozialisten, deren wissenschaftliche Begründer und nicht zuletzt vor dem Kriege die besten der deutschen Sozialistenführer immer wieder für die Erhebung des polnischen Staates das Wort geredet haben, begrüßen auch heute diese Feier, wenn es uns auch bewußt ist, daß der Nationalismus diese Verfassungsfeier zu einer Farce der Wirklichkeit gestaltet. Verfassungsfragen sind bekanntlich Machtfragen und als solche haben wir sie auch heute zu werten. Die Teilung des polnischen Staatswesens war nur möglich, weil die bestehenden Stände diesen Staat als ein besonderes Privileg ihrer Klasse betrachtet haben und heute scheint es, daß auch die Verfassung vom März 1922 zu nichts anderem bestimmt sei, als zu einem Privileg einer sich neugebildeten Klasse, die wir heute zum Teil unter dem Titel der moralischen Sanation, zum Teil unter dem Begriff der Oberstengruppe wiedersehen. Auch diese „neuen Klassen“ betrachteten das Polen von 1929 als ihre Futterkrippe und verjagten eine neue Verfassung zu schaffen, die ihrem „Format“ angepaßt ist. War die Demokratie in der Verfassung vom 3. Mai denn nicht, so scheint es, daß die Demokratie der Verfassung vom März 1922 den heutigen Machthabern zu eng vorkommt, sie scheinen sich nach Reformen. Aber in beiden Fällen spricht die Geschichte ihr Urteil und wo man solche „Reform“ begehrt, da wäre es nutzbringend, auf die Vergangenheit zurückzublicken.

Polen umfaßt heute eine Reihe von Völkern, die sich durchaus nicht in diesem Staate wohlfühlen, zum Teil nach eigenem Dasein streben. Aus der Geschichte hätte man lernen können, daß die Unterdrückung die Geburtsstunde der Freudente zeugt und später selbst durch die besten Reformen nicht mehr abzutöten ist. Was nützen uns also die schönsten Demonstrationen und Bezeugungen des großen Geistes der Demokratie, die der 3. Mai von 1791 brachte, was nützt die Berufung auf die demokratische Verfassung vom März 1922, wenn die Machthaber doch den „Geist dieser Verfassung“ den eigenen Wünschen anpassen und noch von einer Verfassungsreform träumen, die den breiten Volksmassen nur Entrechtung bringen kann. Man wird uns daher begreifen, wenn wir in diesen Feiern doch nur belanglosen Patriotismus finden, der das Volk begeistern soll, während doch die rauhe Wirklichkeit ihren eigenen Weg geht und entgegengegesetzte Strömungen erzeugt, als sie durch die Verfassung vom 3. Mai zum Ausdruck kommen. Und schließlich müßte man gerade in Oberschlesien begreifen, daß es weite Kreise des polnischen Volkes sind, die sich gegen den Mißbrauch dieses Nationalfeiertages wenden, weil sie eben

Warschau. Die Befürchtungen, daß es infolge der Zersplitterung der Warschauer Arbeiterbewegung zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Gruppen kommen wird, sind nicht eingetroffen. Die meisten Fabriken standen still, man kann sagen, daß die Arbeitsruhe allgemein war. Am schönsten verliefen die Demonstrationen der P. P. S., an welchen gegen 15 000 Personen teilnahmen. Die Pilsudskisozialisten, sogenannte „Frakcja Rewolucyjna“ brachten es auf etwa 6000 Teilnehmer. Die Kommunisten versuchten an verschiedenen Stellen der Stadt zusammen zu kommen, wurden aber stets von der Polizei aufgegriffen. Nur auf dem Platz Grzybowska kam es zu Zusammenstößen zwischen Kommunisten und Polizei, wobei acht Personen verletzt wurden, in denen nur eine ins Spital überführt werden konnte. Sonst nahmen die Feiern einen ruhigen Verlauf.

Aus dem übrigen Polen wird Ruhe berichtet

Warschau. Soweit bis morgen zu übersehen ist, sind die Maifeiern in den Provinzen ruhig und ohne Zwischenfälle verlaufen. In Lodz kam es zu mächtigen Kundgebungen der polnischen, deutschen und jüdischen Sozialisten, die Teilnehmerzahl wird auf über 15 000 geschätzt.

In Dombrowa verlief die Demonstration der P. P. S. reibungslos, hingegen wurden die Versammlungen der Linken verboten, weil sie polizeilich nicht genehmigt wurden.

Im Dombrowaer Kohlengebiet verlief die Demonstration in Ruhe, die Teilnehmerzahl wird auf mehrere 1000 geschätzt.

Machtvolle Kundgebung in Breslau

Breslau. Die Sozialdemokraten und Kommunisten veranstalteten auch in Breslau zwei Kundgebungen. In der sozialdemokratischen Kundgebung auf dem Schloßplatz, die von etwa 30 000 Personen besucht war, nahm auch der Oberpräsident Bülow teil. Der Umzug der Kommunisten war nur von etwa 1000 Personen besucht. Beim Abmarsch der Jügel kam es zu einem Zusammenstoß zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, wobei auch Polizeibeamte angegriffen wurden. Um Ordnung zu schaffen, mußte die Polizei von ihren Gummirütteln Gebrauch machen, wodurch ein Kommunist niedergeschlagen wurde.

Blutiger Mai in Berlin

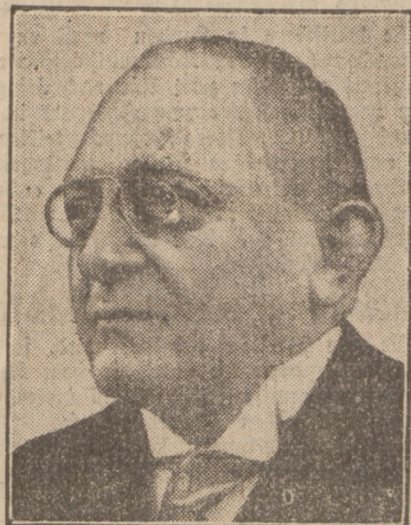
Glänzender Verlauf der sozialdemokratischen Kundgebungen — Die kommunistischen Provokationen — Tote und Verwundete in Neukölln

Berlin. Aus dem amtlichen Bericht des Berliner Polizeipräsidiums ist zu den Zusammenstößen während der Kundgebungen noch folgendes zu berichten: Bis um 7 Uhr abends ist der erste Mai ohne größere Zwischenfälle verlaufen, trotz der großen Beteiligung — an 32 Versammlungen nahmen über 60 000 Personen teil — vollzog sich der An- und Abmarsch ohne Reibungen.

Am Anschluß an die Gewerkschaftsversammlungen versuchten die Kommunisten Demonstrationen zu bilden, die, abgesehen von vereinzelten Fällen im allgemeinen nicht mehr als 200 bis 300 Teilnehmer umfaßten. In der Hagenheide wurden bei einem Festessen die Beamten mit Bierseideln beworfen und Mißhandlungen. Desgleichen wurden die Beamten im Norden Berlins (am Wedding, Kösliner Straße, Kettelschlagplatz), sowie im Südosten Neuköllns (Hermannsplatz) aus der Menge heraus, ja sogar mehrmals aus Häusern und von Dächern beschossen und mit Steinen beworfen. Ähnliche Vorkommnisse ereigneten sich in verschiedenen anderen Stadtteilen.

Festgenommen wurden im ganzen etwa 600 Personen, darunter der aus dem Rundfunkskandal bekannte Abg. Schulz und der Abg. Mendel. Der letztere wurde in einem Zuge getrieben, in dem sich eine Fackelzug der K. P. D. auf einem Kraftwagen befand. Verletzt wurden 24 Beamte und, soweit polizeilich festgestellt werden konnte, 18 Zivilpersonen. Die Zahl der verletzten Zivilpersonen ist möglicherweise nicht erschöpfend, da anzunehmen ist, daß einige Verletzte weggelassen wurden, ohne daß Feststellungen durch die Polizei getroffen werden konnten.

nichts Gemeinsames haben wollen mit denen, die den Patriotismus in Erbpacht nahmen und der Idee, die dem polnischen Volk heilig ist in der Verkörperung des Geistes vom 3. Mai 1791. Weniger Begeisterung und mehr Wirklichkeitsempfinden wäre weit besser am Platze. — II.



Koch-Weser im Haager Schiedsgericht

Das Reichskabinett hat beschlossen, an Stelle des verstorbenen früheren Reichsjustizministers Heinze den Reichsjustizminister a. D. Koch-Weser zum Mitglied des Ständigen Schiedsgerichts im Haag zu ernennen.

Auch Amerika bleibt nicht zurück

New York. Die Maifeiern in den Städten der Vereinigten Staaten von Nordamerika vollzogen sich ohne jede Zwischenfälle. Die Straßenkundgebungen der Arbeiter verliefen ruhig und geordnet.

New York. In Mexiko-City zerstreute die Polizei eine Gruppe von 1000 Kommunisten, die vor dem amerikanischen Konsulat demonstrieren wollten. Einige Gruppenführer wurden verhaftet. Andere Arbeiterverbände durchzogen die Straßen von Mexiko-City, ohne Ruhestörungen zu verursachen.

Die Hauptkämpfe in Neukölln

Berlin. Die Schießereien in Neukölln dauerten in den späten Abendstunden immer noch an. Die Polizei feuert weiter Schredschüsse ab, um die Menge zu zerstreuen, die nur sehr langsam zurückweicht. Die Hermannstraße ist in einem Umkreis von 1,5 Kilometer gesäubert. Der gesamte Straßenbahnverkehr nach Neukölln und dem südlicher gelegenen Brigg ist unterbrochen. Es handelt sich um die Hauptverkehrsader nach Süden von dem im Südosten Berlins gelegenen größten Verkehrsknotenpunkte, des Hermannplatzes, aus. Während es im übrigen Berlin nach den bisher vorliegenden Meldungen verhältnismäßig ruhig zu sein scheint, hat sich der Hauptstoß der kommunistischen Demonstrationen in Neukölln konzentriert und die Polizei hat gleichfalls ihre Hauptkräfte dorthin werfen müssen. Am 22.30 Uhr gab das Berliner Rettungswesen folgende Ziffern bekannt: bisher sind sechs Tote und 68 Verletzte zu beklagen. Von den Verletzten konnten 35 wieder entlassen werden, 33 Verletzte mußten in Krankenhäuser überführt werden.

Berlin. Ueber die Kampflage in Neukölln können noch folgende Einzelheiten berichtet werden: Die kommunistischen Demonstranten leisteten hartnäckigen Widerstand. An manchen Stellen sind die Schienen der Straßenbahn gelockert worden, zum Teil sind schwere eiserne Träger, die beim Untergrundbahnbau Neukölln jetzt Verwendung finden, quer über die Schienen gelegt. Die Polizeibeamten tun zum Teil über 18 Stunden ununterbrochen Dienst. Die Kommunisten sind in die angrenzenden Seitenstraßen offenbar in der Absicht zurückgegangen, die ganze Gegend abzuklopfen, indem sie mit Blumentöpfen und Steinen die Gaslaternen einschlagen und das elektrische Licht ausdrücken. Ob durch die herumfliegenden Glasplitter irgendwelche Verwundeten zu beklagen sind, konnte nicht festgestellt werden. Die Polizei arbeitet deshalb mit Scheinwerfern und schießt Leuchttraktoren ab.

Der Lauf im übrigen Auslande

Berlin. Nach den bis 23,30 Uhr hier vorliegenden Nachrichten haben die Maifeiern im Auslande zum größten Teil einen sehr ruhigen Verlauf genommen.

In Brüssel ging der frühere Außenminister Vandervelde an der Spitze des sozialistischen Demonstrationzuges. Auch die Kommunisten veranstalteten einen Umzug, doch kam es nirgends zu Zwischenfällen.

In Amsterdam fand die sozialistische Maifeier im olympischen Stadion statt, das bis auf den letzten Platz gefüllt war. Von hier zogen die Teilnehmer durch die Stadt, ohne daß es zu Zusammenstößen kam.

Auch in Zürich ist die Maifeier ohne Außerordentliches verlaufen, ebenso wie in Basel. Im Züricher Volkshaus hielt Dr. Friedrich Adler eine Ansprache vor einer großen Versammlung.

In Budapest fanden nur Versammlungen und keine Umzüge statt, so daß die Maifeier nirgends gestört wurde.

In Kowno soll es zu Zusammenstößen gekommen sein, wobei mehrere Demonstranten ums Leben kamen.

In Riga ist der Tag ruhig verlaufen. Der sozialistische Umzug verlief ohne Zwischenfälle. Kommunistische Versammlungen wurden überall von der Polizei zerstreut.

In Stockholm wurden alle geplanten Umzüge des schweren Regens wegen auf Sonntag verschoben.

In St. Marc im Mürztal (Steiermark) kam es zu Zusammenstößen zwischen Sozialdemokraten und Heimwehrenten, wobei 19 Personen verletzt wurden.

Tokio. In Tokio fanden Kundgebungen von etwa 30 000 Personen statt, die anlässlich der Maifeier durch die Straßen zogen, ohne daß es zu Zwischenfällen kam. Im Hafen von Kobe manövrierten die Schiffe prozessionsartig, was in der Geschichte Japans zum ersten Male vorgekommen ist.

Madrid. In ganz Spanien ist der 1. Mai ohne Störung verlaufen. In Madrid und allen großen Städten wurde gefeiert. Die Fabriken und Geschäfte waren fast ausnahmslos geschlossen.

In London demonstriert die Börse

London. Die Maifeiern in London verliefen ruhig. Im Hyde Park sprachen bekannte Kommunistenführer zu einer sehr großen Zuhörerschaft. Um zwei Uhr nachmittags setzte sich ein großer Zug vom Themseufer zum Hyde Park in Bewegung, wo sich die Kundgeber in mehrere Gruppen teilten. 20 Studenten wurden von einer großen Menge umzingelt, aber mit Hilfe von berittener Schutzpolizei befreit. In anderen Teilen Englands ist der 1. Mai auch ruhig verlaufen. Das Geschäftsleben wickelte sich normal ab. Nur die Börse war wie gewöhnlich am 1. Mai geschlossen.

Paradeabnahmen in Moskau

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, fand auf dem roten Platz eine Truppenparade statt, die vom Kriegskommissar entgegengenommen wurde. Den Garnisonstruppen folgten die organisierten militärischen Frauverbände. In den Arbeiterclubs fanden Versammlungen statt, auf denen Vertreter der Sowjetregierung Ansprachen über die Bedeutung der Maifeier hielten.

Ruhiger Verlauf u. Masseninternierungen in Paris

Paris. Nach den in den frühen Abendstunden vorliegenden Berichten ist der Maifeiertag in ganz Frankreich ohne wesentliche Zwischenfälle verlaufen. Dies gilt auch von Paris, wo die „Humanité“, das einzige Linksblatt, das am ersten Mai allerdings unter dem Namen „Erster Mai“ erschien, zu „großen Massenkundgebungen“ aufforderte. Doch brauchte die Polizei kaum einzuschreiten. Der Polizeipräsident von Paris ließ in den frühen Morgenstunden alle diejenigen verhaften, die sich zu den Versammlungen der kommunistischen Gewerkschaften begaben. Die Teilnehmer an der beabsichtigten Kundgebung leisteten keinen Widerstand und wurden mit Lastwagen in eine Kaserne gebracht, wo sie nach Feststellung ihrer Personalien bis zum Abend festgehalten wurden. Es wurden 2283 Personen, darunter etwa 100 Ausländer, in Schutzhaft genommen. Etwa 80 v. H. der Arbeiter haben der Streikaufrufung keine Folge geleistet, nur im Seine-Disse-Departement feierten etwa 80 v. H.

Antideutsche Demonstration in Warschau

Warschau. Im Zusammenhang mit den Oppelner Zwischenfällen veranstalteten heute einige hundert Warschauer Hochschüler antideutsche Demonstrationsumzüge. Sie trugen Tafeln mit Aufschriften wie „Wir fordern Bestrafung der Oppelner Schurken“. „Wir lassen uns nicht von den Deutschen ins Gesicht spucken“ und sangen das deutschfeindliche Rota-Lied. Die deutsche Gesandtschaft wurde durch ein besonders starkes Polizeiaufgebot geschützt.

Beim Ministerpräsidenten Smutski ging ein Telegramm des deutsch-polnischen Verständigungsausschusses ein, das mit dem Ausdruck schmerzlichen Bedauerns der Ueberzeugung Ausdruck gibt, daß der Austausch künstlerischer Darbietungen beider Nationen einen Kulturfaktor von hohem Wert darstellt.



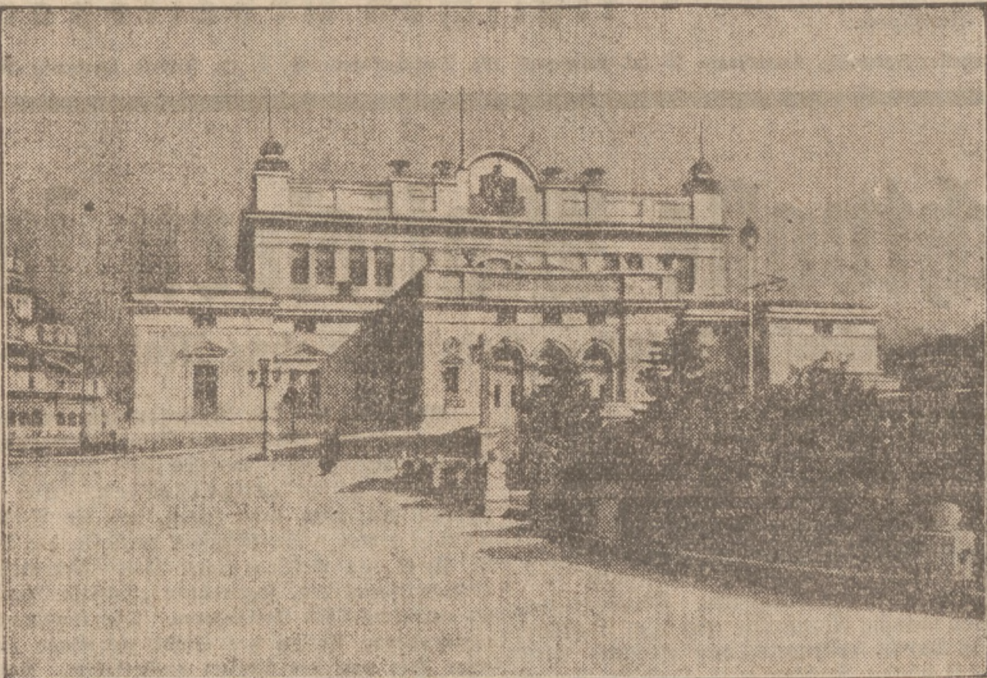
Friedrich Vienhard †

Der Schriftsteller Professor Dr. h. c. Friedrich Vienhard — besonders bekannt als Herausgeber des „Türmer“ — ist am 30. April im Alter von 63 Jahren in Eisenach plötzlich gestorben.

Englands Außenpolitik und die kommenden Wahlen

London. Die umstrittene Erklärung Snowdens zur Schuldenfrage wird nun zum ersten Mal von einem konservativen Organ dem „Evening Standard“ als recht heilsam begrüßt. Das Blatt weist darauf hin, daß es zum mindesten sehr zweifelhaft wäre, ob ohne den Druck der Erklärung Snowdens die französische Regierung eine ähnliche Bereitwilligkeit für die Ratifikation des englisch-französischen Schuldenabkommens gezeigt hätte, wie das in den letzten Tagen der Fall war. Die ganze Entwicklung der Auseinandersetzung über den Vorstoß Snowdens in der Schuldenfrage hat mit erfreulicher Deutlichkeit bewiesen, daß ein geringer Teil der englischen öffentlichen Meinung hinter den Liebeswerbungen Sir Austen Chamberlains um Frankreich steht. Die große Mehrheit des englischen Volkes

ist der Unterordnung unter die französische Politik müde, und eines der erfreulichsten Ergebnisse der kommenden englischen Parlamentswahlen wird darin bestehen, daß die nächste britische Regierung — auch eine konservative — in ihrer Politik gegenüber Frankreich nicht mehr die bisherige Handlungsfreiheit haben wird. Sir Austen Chamberlain wird wahrscheinlich nur die Wahl haben: Entweder als Außenminister einer neuen Regierung eine sehr wesentliche Schwächung seiner bisherigen Politik vorzunehmen, oder aber vom Schauplatz abzutreten, um dann zu hören, daß seine Friedenspolitik in Wirklichkeit eine Politik war, die in längeren Zeitabschnitten zu gefährlichen Verwickelungen geführt haben mußte.



Das Parlamentsgebäude in Sofia ausgebrannt

Am 30. April brach in dem Gebäude der Sobranje ein Brand aus, der in kurzer Zeit mehrere Säle vernichtete.

Vor dem Abschluß der Pariser Konferenz

Das letzte Stadium in Paris — Der Young-Vorschlag

Paris. Mit der Rückkehr Dr. Schachts, die für Donnerstag nachmittag um 15 Uhr erwartet wird, tritt die Pariser Sachverständigenkonferenz in ihr letztes, aller Voraussicht nach letztes Stadium. In gut unterrichteten Kreisen zweifelt man nicht daran, daß Dr. Schacht nunmehr das letzte Wort sprechen wird. Am Donnerstag nachmittag, Freitag oder spätestens Sonnabend dürfte die Entscheidung fallen. Die kommende Woche würde dann den Schlussarbeiten gelten. Ueber das eine aber wird man sich klar sein müssen: was den Sachverständigen nicht gelang, dürfte auch den Politikern nur schwer gelingen, denn kein Politiker in Deutschland würde das Sachverständigenurteil über die deutsche Leistungsfähigkeit, wie es in der Denkschrift Dr. Schachts festgelegt ist, beiseite schieben können.

Einer Berliner Meldung des „Journal“ zufolge erklärt man in sehr gut unterrichteten deutschen politischen Kreisen, daß es im Anschluß an die Besprechungen, die Dr. Schacht von neuem am Dienstag mit den an der Kriegsschadensfrage interessierten Mitgliedern des Reichsstadinets hatte, möglich sein, die

Sachverständigenkonferenz binnen kurzem mit einem vorläufigen Abkommen zum Abschluß zu bringen. Dieses für die Dauer von 10 Jahren berechnete Abkommen soll auf die Anregung des amerikanischen Sachverständigen Owen Young zurückzuführen sein und deutsche Jahreszahlungen in Höhe von 1750 Millionen Mark vorsehen, die regelmäßig jedes Jahr um 25 Millionen steigen. Mit anderen Worten würde Deutschland im ersten Jahr 1750 Millionen Mark, im zweiten Jahr 1775 Millionen Mark, im dritten Jahr 1800 Millionen Mark usw. während der ganzen Dauer der vorläufigen Regelung zahlen. Im 10. Jahr würde der deutsche Jahresbetrag 2 Milliarden Goldmark erreichen. Der Pariser Vertreter der L.-L. glaubt, auf Grund von Informationen von gut unterrichteter Seite zu wissen, daß die hier genannten Zahlen der Youngschen Denkschrift entsprechen. Das „Journal“ zeigt sich seinerseits sehr mißvergnügt über eine solche Lösungsmöglichkeit und weist vor allem darauf hin, daß die Tributfrage eine endgültige Regelung in Paris finden sollte, was in diesem Vorschlag nicht der Fall sei.

Die Ausschaltung Deutschlands

Unzulängliche Behandlung der Minderheitenfrage durch das Völkerverbündensekretariat

Gen. Die Art, in der die Minderheitenfragen gegenwärtig von dem Völkerverbündensekretariat bearbeitet werden, zeigt aufs neue die unzulängliche Absicht, nicht nur jede deutsche Mitwirkung und Einflußnahme auszuschalten, sondern auch die maßgebenden deutschen Stellen in völliger Ungewißheit über den Verlauf der Arbeiten zu halten. So verläutet, daß die deutsche Regierung bisher keinerlei Material über die Londoner Arbeiten erhalten habe, während die minderheitenfeindlichen Staaten Beziehungen zum Londoner Ausschuss unterhalten, wie sich dies bereits in den letzten Tagen in der Londoner Presse ausgewirkt hat. Das Sekretariat des Völkerverbundes hat tatsächlich das gesamte Material der Minderheitenfragen und auch die Denkschriften der Regierungen lediglich den drei Mitgliedern des Minderheitenausschusses, Chamberlain, dem spanischen Botschafter in Paris, Duinone de Leon, und dem japanischen Botschafter in Paris, Matsui, überhandelt, nicht jedoch den übrigen Mitgliedern des Völkerverbundes.

Eine eingehende Prüfung dieses Tatsachenbestandes durch die amtlichen deutschen Stellen scheint gegenwärtig notwendig zu sein.

Genugtuung für Oppeln

Abberufung des Oppelner Polizeipräsidenten.

Der Amtliche Preussische Pressedienst teilt mit: Die preussische Staatsregierung hat den Polizeipräsidenten von Oppeln, Mai, von seinem Posten abberufen und mit Wirkung vom 2. Mai 1929 in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Die Abberufung ist erfolgt auf Antrag des preussischen Ministers des Innern Geiselski, der sich auf Grund der amtlichen Berichte über die Vorfälle in Oppeln zu dieser Maßnahme entschloß. Im Zusammenhang mit den Vorfällen sind auch die beiden leitenden Polizeioffiziere der Oppelner Schutzpolizei mit sofortiger Wirkung versetzt worden.

Der megilanische Aufständischenführer Borquez geflüchtet

London. General Francisco Borquez, der letzte megilanische Aufständischenführer in Nogales im Staate Sonora, ist nach den Vereinigten Staaten geflüchtet, nachdem seine Kerkstruppen, die Yaqui-Indianer, durch Bombardements von Regierungstruppen sehr schwere Verluste erlitten hatten.

Kadet darf nach Moskau zurückkehren

Wie aus Moskau gemeldet wird, hat der nach Tscholst verlegte Kadet der zentralen Kontrollkommission erlaubt, daß er mit den Trojtschen gebrochen habe. Er ersucht wieder, in der Partei aufgenommen zu werden. Trojtsch habe sich im Ausland nicht so benommen, wie es von ihm erwartet werden dürfte. Die zentrale Kontrollkommission hat Kadet gestattet, nach Moskau zurückzukehren, doch soll die Frage seiner Wiederaufnahme in die Partei im nächsten Plenum des Zentralkomitees der Partei behandelt werden.

Auflösung der Sozialdemokratischen Partei Litauens

Berlin. Wie die „Rostische Zeitung“ aus Kowno meldet, verfügte das litauische Innenministerium am Dienstag die Auflösung der sozialdemokratischen Partei Litauens. Das Verbot wird damit begründet, daß die Partei durch ihre Beziehungen zu den Emigrantenzirkeln in Wilna die Sicherheit und Unabhängigkeit Litauens gefährde.



Maurus Jolai

der einst vielgelesene ungarische Schriftsteller, starb am 5. Mai vor 25 Jahren

Unsere Maifeiern

Sicherlich, die Beteiligung an der diesjährigen Maifeier war nicht die, die wir uns erwünschten. Doch können wir mit Befriedigung feststellen, daß sie doch eine bedeutend bessere war als im vorigen Jahre. Und sie wäre noch besser gewesen, hätten sich in der letzten Zeit diese so unliebsamen Vorfälle in den nationalistischen Lagern nicht ereignet, die naturgemäß einen deprimierenden Einfluß auf die werktätige Bevölkerung ausübten. Allgemein wurden Krawalle seitens der Aufständischen befürchtet und darum kein Wunder, wenn es sehr viele vorzogen, nicht auf die Straße zu gehen. Es zeigt gerade von keiner Aufrichtigkeit, wenn die bürgerliche Presse von einer sehr geringen Beteiligung jaselet; in Kattowitz sollen es nur 600 Demonstranten gewesen sein, wie sie zu berichten weiß. Wo haben da die Berichterstatter dieser Presse ihre Augen gehabt? Allerdings handelt es sich um einen nationalistischen Rummel, so werden aus einer 1 eine 1000 gemacht. Und dazu kommt noch, daß die Mehrzahl der Teilnehmer an solchen Umzügen gezwungen sind, mitzumachen. Jedenfalls wird uns die bürgerliche Presse unseren 1. Mai nicht verfehlen. Aber sie schreibt so aus Mut, weil sie genau weiß, daß der Sozialismus in Oberschlesien unaufhaltbar marschiert. Einen schönen Beweis dafür haben wir an der Maifeierbeteiligung in den ländlichen Bezirken, in den Kreisen Pleß und Rybnik. Seit Jahren hat man hier noch nie so großartige Kundgebungen der Arbeiterschaft gesehen, als wie dieser 1. Mai, von der Bevölkerung freudig begrüßt. Ist diese doch auch schon zur Erkenntnis gekommen, daß die Sozialdemokratie Oberschlesiens für sie in jeder Hinsicht eintritt und eintreten wird, im Gegensatz zu jenen nationalistischen Parteien, deren schädliche Wühlarbeit zur Genüge bekannt ist und die nur Futterkripenpolitik betreiben, ohne Ausnahme.

Die Maifeiern wurden in allen Bezirken programmäßig durchgeführt und verliefen vollkommen ruhig. Überall zeigten sich starke Polizeiposten, besonders in Kattowitz.

Kattowitz voran!

Wie gewöhnlich, löste auch der gestrige erste Maitag die Menschen schon frühzeitig hinaus ins Freie. Auch unsere Sportvereine, die der „Sila“ und eine große Anzahl von Genossen und Genossinnen, sowie Jugend- und Kinderfreunde gaben sich in früher Morgenstunden im Südpark ein Stelldichein, um nicht nur die zwar etwas kühle, aber würzige Frühlingsluft zu genießen, sondern um auch dem Gedanken Raum zu geben, daß der 1. Mai in der Tat als „Feiertag“ des Proletariats zu bezeichnen sei.

Der Umzug.

Nachdem man sich mehrere Stunden an der allmählich immer höher und wärmer werdenden Sonne erfreut hatte, sammelten sich dann zwischen 10 und 11 Uhr die Mitglieder der D. S. A. P. und P. P. S., der Sportvereine, Gewerkschaften, unter anderem auch die der „Wolne Zwionzki“, der Jugendvereine usw., am Platz vor der Markthalle, um zu demonstrieren. Unter Vorantritt dreier Musikkapellen setzte sich dann der Zug gegen 11 Uhr in Bewegung, um seinen Weg über die Meißnerstraße, Karlsruher, Wilhelmstraße, Grundmannstraße, Friedrichstraße, Emmastraße, an der Wojewodschak vorbei über die Holteistraße, Beate- und Grünstraße, durch die Kronprinzessinnenstraße nach dem Stadtviertel Bugla zu nehmen. Vier Fahnen und mehrere Tafeln mit verschiedenen Aufschriften, z. B. „Nieder mit dem Krieg“, „Fort mit der halbfaschistischen Regierung“ usw., wurden im Zuge getragen. Vertreten waren die Teilvereine von Groß-Kattowitz, ferner Mitglieder des Ortsvereins Ruda. Männer, Frauen und Jugendliche, sogar vereinzelt auch Kinder hatten in gleichem Maße teilgenommen, so daß etwa 2000 Personen an diesem 1. Mai in Kattowitz für die sozialistische Idee demonstrierten, ein weiter Vorsprung im Gegensatz zum vergangenen Jahre und angesichts der augenblicklichen schwierigen Verhältnisse.

Die Ansprachen.

Im Buglaschen Garten eröffnete dann Genosse Janta, P. P. S., die Versammlung. Es sprachen von unserer polnischen Bruderpartei die Genossen Adamczak, Brzenzek und nochmals Gen. Janta, welche alleamt auf die Wucht der politischen Vorgänge in Polen verwiesen, auf die schädliche Herrschaft der Sanatoren, die demoralisierend auf das Volk einwirken, wozu auch die Taktik Korfantus ihren Teil beiträgt. Auf jeden Fall müsse die polnisch-deutsche sozialistische Arbeiterschaft auf dem Posten sein und der 1. Mai sei der Moment, fundzugeben, daß sie ihre Rechte und berechtigten Forderungen jederzeit tapfer verteidigen wollen. Darauf ergriß Gen. Kowol das Wort zu sehr treffenden Ausführungen, die ebenfalls die nationalistische, chauvinistische Richtung der polnischen Politik ins rechte Licht setzten und der Klassenbewußten Arbeiterschaft die schwere, aber heilige Verpflichtung auferlegte, die Massen aufzuklären, sich zu organisieren, um vor allem bei kommenden Wahlen den sozialistischen Arbeiterparteien zum Siege der Demokratie zu verhelfen. Brauender Beifall dankte dem Referenten, und nachdem die Musik „Die Internationale“ und den „Czerwony Sztandar“ intoniert hatte, trat der Zug in bester Ordnung und gehobener Stimmung seinen Rückweg an, wo er sich teils am Wlchirplatz, teils auf der Bahnhofstraße auflöste.

Die Abendfeier.

Gegen 7/8 Uhr fand alsdann im Saale der „Reichshalle“ eine Festveranstaltung statt, welche nicht nur einen sehr starken Besuch aufwies, sondern auch einen glänzenden Verlauf nahm. Soweit dies möglich war, hatten alle Kulturorganisationen ihre Mitwirkung bereitgestellt, so daß das Programm recht vielfältig und abwechslungsreich war. Der „Gemischte Chor“ Kattowitz brachte als Einleitung und Abschluß des Ganzen vier Chöre: „Fahnenhymne“, „Dubinushka“, „Warschawianka“ und „Internationale“, welche mit Bravour und Begeisterung gesungen, lebhaften Beifall fanden. Die Damenriege des Arbeiterturnvereins wartete mit Barrenübungen auf, die sehr gelungen waren, beste Schulung zeigten und teilweise recht tüchtige Einzelleistungen aufwiesen, ebenfalls zur Freude der Besucher. Die „Arbeiterjugend“ brachte einen Reigen und ein lebendes Bild, ferner eine sehr sinnvolle Allegorie: „Opfer der Arbeit“, zu welcher Jugendgenosse Janta beziehungsweise Versprach. Zum ersten Male traten auch unsere angehenden „Roten Falken“ in ihren schmunzigen Trachten auf, und zwar sangen sie

drei Lieder „Freiheit, die ich meine“, „Das Lied der Arbeit“ und „Burschen heraus“. Frisch und hell klangen die Knabenstimmen und erweckten in unseren Herzen wirkliche Freude. Die „Kinderfreunde“ trugen recht ausdrucksvoll verschiedene Maigedichte vor, ferner den schönen Sprechchor „Der eiserne Takt“ mit guter Betonung und in Anbetracht der Schwierigkeiten eines solchen Werkes recht gelungen. Auch einige Volkstänze gaben sie zum Besten. Nicht zu vergessen sei auch der Prolog „Majschmur“ von Hölcher gesprochen und „Der erste Mai“ (Oskar Janka), die den Sinn des Maitäges in guter, wirkungsvoller Form darlegten. Im Mittelpunkt der gesamten Festfeier stand natürlich die Ansprache des Genossen Kowol, der auf die Bedeutung und Tradition des 1. Mai hinwies, die Auswüchse der nationalistischen Leidenschaften, wie Oppeln beweist, aufs schärfste verurteilte und die Arbeiterschaft zur Einigkeit, zu gemeinsamem Kampf, zu gemeinsamem Ziel recht eindringlich mahnte. Begeisteter Beifall zeigte, daß die Worte des Redners aus dem Herzen der Anwesenden gesprochen waren. Gegen 10 Uhr fand die imposante, schön verlaufene Veranstaltung mit einem Hoch auf den Maifeiertag ein würdiges Ende.

Die Kattowitzer sozialistische Arbeiterschaft kann mit Stolz auf ihren Maitag zurückblicken. Wenn auch unter den gegebenen Verhältnissen „Arbeitsruhe“ und „Demonstrationsmöglichkeit“ noch vieles zu wünschen übrig lassen, so ist doch ein merklicher Fortschritt im sozialistischen Sinne zu verzeichnen; denn auch der Geist unter den Maifeiernden war ein Zeichen dafür, daß die Erkenntnis innerhalb der Arbeiterschaft vorwärts treibt und sich Geltung verschaffen wird, sobald ein stärkerer Organisationsdrang unter den Massen Platz gegriffen hat. Und diese Tatsache läßt sich nicht wegleugnen. Wir wollen auch an dieser Stelle allen denen, die zum Gelingen unseres Maitäges beigetragen haben, aufs Beste danken. Mit der „Arbeiterjugend“ werden wir allerdings noch ein besonderes „Wörtchen“ zu reden haben. Nun aber heißt es, weiter arbeiten, weiten und organisieren, damit der nächste Mai ein voller Erfolg für die deutsche und polnische Arbeiterschaft in Polen werde!

Königshütte

Es geht langsam aber sicher vorwärts mit der Erkenntnis innerhalb der Arbeiterschaft, daß die Befreiung vom bürgerlich-kapitalistischen Joch nur ihr eigenes Werk sein kann. Hierfür zeugte in ganz unzweideutiger Weise die Beteiligung und der Verlauf der gestrigen Maifeier, die, was vorweg betont sei, durchaus musterhaft war, wenn man von der Unvernünftigkeit der Bismarckhütter Teilnehmer absieht, die entgegen dem Programm, statt auf dem Rebenberg mit zu demonstrieren, schon vorzeitig abbrechen, um ihre Kundgebung im Paskelischen Lokal zu begehen. Diese Handlung ist aufs schärfste zu rügen und hoffen wir in Zukunft eine Wiederholung vermieden zu sehen. Und noch etwas ist zu verzeichnen, das bei allen Demonstrationen berechtigter Empörung auslöste. Während nämlich die Kaiserstraße (ul. Wolnosci) sonst zu Umzügen allen möglichen Klimbim-Bereichen frei steht, ist sie der Arbeiterschaft, unter Berufung auf den starken Verkehr der dadurch eine Hemmung erleiden könnte, gesperrt worden. Ganz unwillkürlich drängt sich da die Ansicht auf, daß Herr Polizeidirektor Kotowicz die sozialistischen Arbeiter als Menschen zweiter Klasse behandelt, die gerade wert sind, sich in den entlegensten Winkeln herumzudrücken. Zumindestens haben wir in einem demokratischen Staate einen Anspruch auf Gleichberechtigung, wozu sich auch unsere hohe Polizei nicht verstehen müssen. Augenfällig war schließlich noch die „starke“ Vertretung der Angestelltenklasse. — Na aber, im Bedarfsfalle wird man sich ja wieder auf die Solidarität der Kopf- und Handarbeiter berufen; einweisen ist es nicht nötig.

Schon lange vor acht Uhr morgens sammelten sich Männer wie Frauen im Garten des Volkshauses, um dem Konzert beizuwohnen, das für die Zeit von 8 bis 10 Uhr vorgesehen war. Recht erfreulich war festzustellen, daß die Beteiligung seitens der Arbeiterschaft sich im Verhältnis zu vergangenen Jahren sehr wesentlich gebessert, und vor allem eine gesunde Resonanz aufzuweisen hat. Freilich fehlte es auch an Schutz nicht, denn Uniformierte wie Kriminalpolizei war in ansehnlicher Zahl vertreten, die indessen keine Ursache hatte, irgendwie zu amtieren. Pünktlich um 10 Uhr formierte sich der Zug, dessen Teilnehmerzahl inklusive Lipine und Bismarckhütte in die Tausende ging, um unter Vorantritt einer Musikkapelle den Marsch nach dem Rebenberg anzutreten. Vorbildlich diszipliniert bewegte er sich die Beuthenerstraße über den Ring nach der Tempelstraße, wo dann bedauerlicherweise die Bismarckhütter absprangen, weiter die Grindstraße, die Parkstraße nach dem Rebenberg. Hier sprachen im Auftrage der P. P. S. der Genosse Czajor in polnischer und im Auftrage der D. S. A. P. der Genosse Buchwald in deutscher Sprache. Unter Bezugnahme auf die von der sozialistischen Internationale herausgegebenen Resolutionen behandelten beide Referenten die Bedeutung der Maifeier und die Forderungen, wie sie vor 40 Jahren bereits aufgestellt wurden und die selbst heute noch keineswegs Wirklichkeit sind. Der seiner Zeit geforderte Achtundtag ist bei weitem nicht restlos durchgeführt, die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse bedürfen dringender Besserstellung. Hierzu gesellte sich sehr drohend die Kriegsgefahr, die augenblicklich durch die nationale Verheerung ganz beträchtlich im Wachsen ist. Alle diese Mängel erheischen die vollste Aufmerksamkeit. Ihnen mit allen Mitteln entgegenzutreten, die bestehenden Uebel zu beseitigen, ist Pflicht der Arbeiterklasse, insbesondere aber gilt es als vornehmste Aufgabe des internationalen Proletariats für die Versöhnung aller Völker hinzuarbeiten, jeden nationalen Haß zu vermeiden, umso geeigneter dem einzigen Gegner — Kapitalismus — gegenüberzutreten. Beide Redner fanden allseitigen Anklang wie auch besagte Resolution einstimmig angenommen wurde. Ein Tendenzchor des Volkshauschor „Vorwärts“ beschloß die Kundgebung.

Für Abend 7 1/2 Uhr setzte der Parteivorstand eine Maifeier in Form einer „proletarischen Feiernunde“ für alle Parteimitglieder und Gewerkschaftsmitglieder nach dem großen Saale des Volkshauses an. Lebhaft war der Zuspruch, denn auch hier versammelte sich eine reichliche Schar, die begeistert der Feier beizuwohnen. Für ein im großen und ganzen dem Sinne der Feier angemessenes Programm sorgten die Kulturreine nach besten Kräften. Nur verlagert uns leider der Raumangel auf die einzelnen Punkte näher einzugehen, und so sei allen Mitwirkenden für ihre

reichen Darbietungen, die restlos gelungen waren, auf das aufrichtigste gedankt.

Der 1. Mai kann jedenfalls, was Königshütte anbelangt, als ein voller Erfolg gebucht werden. Ohne jedem Zwischenfall und begünstigt durch ein den ganzen Tag anhaltend schönes Wetter, wickelte sich die Feier in allen Phasen programmäßig ab. Und das war gut, denn die kleinsten Ursachen hätten große Wirkungen haben können. Hoffen wir also für die Zukunft, daß die Entwidlung diesen Weg unbeirrt weiter geht, daß die Arbeiterschaft mehr und mehr zu ihrer Klasse findet und bereit ist einzutreten für ihre Wünsche, dann braucht uns um die Erreichung unseres Zieles gewiß nicht bange zu sein.

Siemianowitz

In diesem typischen Arbeiterort gestaltete sich die diesjährige Mai-Demonstration zu einer machtvollen Kundgebung des Proletariats. Schon lange vor dem festgesetzten Zeitpunkt versammelten sich die festlich gekleidete Arbeiterschaft am Marktplatz in Siemianowitz zum Demonstrations-Umzug. Etwa 3000 Teilnehmer konnten im Festzug gezählt werden. Zwei Musikkapellen gingen mit und etwa 10 rote Fahnen und Banner wurden mitgeführt. Beteiligt waren die Ortschaften: Laurahütte, Michalstowitz, Bzifow, Baingow und Eichenau.

Der Demonstrationszug bewegte sich durch fast alle Straßenzüge des früheren Laurahütte und Siemianowitz. An der Spitze des Zuges marschierte die sozialistische Arbeiterjugend und die Sila mit ihren Bannern. Dann folgten die Frauengruppen der D. S. A. P. und der P. P. S. sowie die einzelnen Ortsvereine der beiden Parteien. Ziel und Endpunkt der Demonstration war der B. Park. Hier hielt zuerst nach einleitenden Worten des Genossen Jastewicz, der Genosse Dubis von der P. P. S. eine Ansprache. Er wies auf die Bedeutung des 1. Mai hin und besprach die augenblicklichen Verhältnisse in Polen. Am Schluß verlas er eine Resolution, die die Forderungen der Sozialdemokratie enthielt und die er zur Annahme empfahl. Nach ihm sprach Genosse Pelska von der D. S. A. P. Er hob vor allem hervor, daß eine der höchsten Forderungen des 1. Mai, die Bitterverständigung ist. Deswegen kämpft die Sozialdemokratie gegen den Krieg und gegen alle Aufrüstung. Gerade die letzten Ereignisse zeigen, in welcher Form der Nationalismus auf beiden Seiten seine Blüten treibt. Wir wollen dem entgegenarbeiten und für die Idee der Bitterverständigung neben allen anderen Forderungen des 1. Mai kämpfen.

Im Anschluß an diese Kundgebung beteiligten sich alle Teilnehmer an der Beerdigung des 65 Jahre alten P. P. S.-Genossen Jarzombek. Mancher der teilnehmenden Parteigenossen wünschte sich im Stillen eine solche Beerdigung. Am Grabe des alten Parteigenossen sprach der Genosse Dubis von der P. P. S. einige Abschiedsworte.

Am Nachmittag fand ein Konzert im Bienenhofpark statt. Am Abend veranstaltete der Ortsauschuß der Freien Gewerkschaften mit der D. S. A. P. eine Maifeier im Lokale des Herrn Generlich. Diese Feier wurde nach Eröffnungsworten des Genossen Nietsch mit einem Prolog eingeleitet. Es folgte ein Lied des Gesangsvereins „Freiheit“ und die Festebe vom Gen. Pelska. Dann wurde noch mit 2 Theaterstücken, ernstem und heiterem Inhalt, seitens der Arbeiterjugend sowie des Gesangsvereins mit einigen Darbietungen aufgemacht. Während den Pausen spielte die Benische Kapelle. Mit einem sehr gut verlaufenen Tanztränzchen nahm die vorzüglich arrangierte Feier ihr Ende.

Myslowitz

In Myslowitz ist alles programmäßig abgelaufen. Die Zusammenkunft der Ortsvereine war spätestens um 11 Uhr vormittags in Myslowitz im Schloßpark angelegt und die Zeit wurde auch von allen Ortsvereinen genau eingehalten. Um 9 Uhr vormittags kamen einzelne Genossen von Myslowitz im Schloßpark zusammen. Der Eingang zum Schloßpark wurde festlich mit Grün, roten Fähnlein und entsprechenden Aufschriften geschmückt. Die Rednertribüne im Schloßpark war ebenfalls prächtig mit Grün und roten Blumen geschmückt. An der Spitze der Rednertribüne wurde eine rote Fahne des Myslowitzer P. P. S.-Vereins angemacht. Gegen 10 Uhr kamen die ersten Delegierten von den entlegenen Ortsgruppen und zwar aus Neu-Berun und Jmelnin in Myslowitz an. Kurz nach 10 Uhr kamen die beiden Ortsgruppen aus Brzenzewitz und Tenior mit zwei roten Fahnen und Musik, zusammen gegen 400 Mann stark in Myslowitz an. Inzwischen sammelten sich die Myslowitzer Genossen im Schloßpark. Um 10 1/2 Uhr kam ein geschlossener Zug der Ortsvereine von Gieschewald, Nidzischach, Janow und Schoppinow, deutsche und polnische Genossen, mit Musik und vier Fahnen in Myslowitz anmarschiert. Daraufhin begannen die Feierlichkeiten. Als erster Redner trat Gen. Chrolcz von der P. P. S. auf, der die Bedeutung des Arbeiterfeiertages, des 1. Mai, hervorhob. Der Redner schilderte die Machtgelfüste der Reaktion, die bestrebt ist, die Eroberungen der Arbeiterklasse freitig zu machen. Insbesondere bei uns in Schlesien macht sich die Reaktion breit und versucht die Autonomie, die dem schlesischen Volke feierlichst versprochen wurde, zu entziehen. Als zweiter Redner sprach Gen. Gorny von der D. S. A. P. Seine Rede war sehr sachlich gehalten. Gen. Gorny wendete sich hauptsächlich dem nationalistischen Treiben von beiden Grenzen unserer angrenzenden schlesischen Heimat zu. Er verwies auf die jüngsten Vorkommnisse in Oppeln hin und bemerkte, daß solche Zwischenfälle das eine Mal in Oppeln, das andere Mal in Kattowitz vorkommen, die dann zur gegenseitigen nationalistischen Verheerung ausgenutzt werden. Redner forderte zum Kampf gegen das nationalistische Treiben auf und besprach dann die einzelnen Forderungen, die am 1. Mai von der Arbeiterschaft aufgestellt werden. Als dritter Redner trat ein Genosse von der Arbeiterjugend auf und sagte, daß die Arbeiterjugend die Avantgarde in der Arbeiterbewegung spielen wolle. Zwei Resolutionen im Sinne der gehaltenen Reden wurden vorgelesen und beschlossen. Daraufhin formulierte sich der Umzug, an dem ungefähr 4000 Arbeiter und Arbeiterinnen teilnahmen. Zwei Musikkapellen spielten abwechselnd und 7 rote Fahnen wurden im Umzuge getragen. Der Umzug bewegte sich über das Arbeiterviertel Plofel, um dann durch die Trachtenstraße auf den Ringplatz zu gelangen. Von da aus ging es durch die Messerstraße über den Wilhelmplatz und zurück auf den Ringplatz, wo zwei Reden gehalten wurden und zwar vom Genossen Piotrowski und Genossin Lorenz. Daraufhin wurde an der Stelle der zwei erschossenen Parteimitglieder im Ringplatz ein Kranz niedergelegt. Über

Polnisch-Schlesien

Wird die Heke nicht bald aufhören?

Die Oppelner Vorgänge spielen noch immer in der polnischen Presse und irren wir uns nicht, so hat sie Stoff zum Segen für ein Jahr. Aus Oppeln kommt die Nachricht, daß der Polizeipräsident Mai abberufen wurde, gleichfalls zwei höhere Polizeioffiziere. Der beste Beweis dafür, daß die deutsche Regierung ernsthaft an der Arbeit ist, die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen, den Geschädigten jede denkbare mögliche Genugtuung gegeben hat. Gewiß, was vorgefallen ist, das läßt sich nicht mehr aus der Welt schaffen, aber es ist eine Unanständigkeit sondergleichen, das nicht anzuerkennen und weiter in der unsäglichsten Weise gegen das Deutschtum zu hetzen. Banditismus ist nicht nur in Oppeln zu Hause. Auch wir können uns über einen Mangel in dieser Hinsicht nicht beklagen, vielmehr, wir von nur allzu reichlich.

Vorgestern fand im Stadttheater Rattowitz eine Protestversammlung statt, die von der Sanacja einberufen war. 5000 Menschen sollen an ihr teilgenommen haben, aber richtiger gesagt, es waren nicht mehr als etwas über 1000. Und diese 1000 Menschen wurden in wildeste Weise aufgehetzt. Der Vorsitzende des Westmarkenvereins, der der Polnischen Theatergemeinde und auch Herr Rumun von der „Polsta Zachodnia“ hielten Ansprachen, die Glanzstücke an Gehässigkeit waren. Sehr schön war auch die Resolution, die selbstverständlich einstimmig angenommen wurde. Sie fordert, daß die Warschauer Regierung unverzüglich Schritte beim Volksbund unternehmen, daß die deutsche Minderheit dieselbe Behandlung erfahre, wie man sie der polnischen Minderheit zukommen lasse. Allerdings, heißt es in der Resolution weiter, verzichte man auf einen solchen Barbarismus, wie er in Oppeln zutage trat. Das ist bescheiden. In der Tat. Man möchte es fast nicht glauben. Dann wollen die Sanacjapatrioten, daß deutsche Filme boykottiert werden, daß Geschäftsleute die die deutsche Presse unterstützen, deutsche Anschriften ausstellen, boykottiert werden und diejenigen polnischen Geschäftsleute, die gleichfalls eine Unterjochung der deutschen Presse, namentlich in der polnischen Presse aufgeführt werden. Ein recht hübscher Wunsch, doch der Wunschzettel ist noch länger. Von deutschen Theateraufführungen, heißt es in ihm weiter, könne künftig nur dann die Rede sein, wenn gewährleistet wird, daß polnische Theateraufführungen in Deutschoberschlesien möglich sein werden und wenn ihnen in demselben Maßstäbe Subventionen gewährt werden wie das hinsichtlich des deutschen Theaters ist. Doch Aufführungen im Rattowitzer Stadttheater dürfen nicht geduldet werden.

Wir glauben, daß dies alles nur ein frommer Wunsch bleiben wird. Dem Wojewode Gragnyski wurde diese Resolution überreicht, und er hielt vom Fenster seiner Villa aus an die Demonstranten eine Rede, die diesen wahrscheinlich nicht gefallen hat. Wojewode Gragnyski erklärte nämlich mündlich, daß die Kultur über dem Barbarismus stehe. Wir sind derselben Ansicht und darum wäre es Barbarismus im schlimmsten Sinne des Wortes, wollte man die Resolution in die Tat umsetzen. Wir glauben, daß es noch polnische Kreise gibt, die diese famose Resolution doch etwas zu lächerlich finden, wenn wir auch zugeben, daß sie, was die Theaterfrage anbetrifft, nicht ganz unrichtig hat. Mit Erstaunen haben wir übrigens auch festgestellt, daß auch die „Polonia“ einen Ton angeschlagen hat, den wir gar nicht verstehen. Ihre Anhänger haben es wiederholt am eigenen Leibe erfahren, wie weit bei uns der Banditismus gediehen ist, welche Blüten er bereits gezeitigt hat.

Nach den Ankündigungen der polnischen Presse haben wir weitere Protestversammlungen zu erwarten. In groß angelegter Weise wollen die einzelnen polnischen Organisationen den Zwischenfall ausschlagen, trotzdem, wie wir schon oben sagten, die deutschen Behörden alles getan haben, was nur denkbar ist. Deshalb wiederholen wir das, was wir schon vorgestern sagten: In gewissen polnischen Kreisen betrachtet man den Oppelner Fall als eine Art gefundenes Fressen, um ihren nationalistischen Sehnsüchten nachzugehen zu können.

Hoffentlich finden sich bald Stimmen im polnischen Lager, die gegen die wüste Heke Einwendungen erheben. Oder glaubt man etwa, daß diese Heke eines Kulturbolkes, für was sich unsere Polen halten, würdig ist?

Rund um die 75 Tage herum

Der Artikel 22, Absatz 2 des Organischen Statutes für die schlesische Wojewodschaft bestimmt, daß gleichzeitig mit der Sejm Auflösung Neuwahlen für den schlesischen Sejm ausgeschrieben sind, die spätestens 75 Tage nach der Auflösung stattfinden müssen. Der schlesische Sejm wurde am 12. Februar 1929 durch ein Dekret des Staatspräsidenten aufgelöst und der 75. Tag nach der Auflösung war der vergangene Sonntag, also der 28. April 1929. Weiter bestimmt das Organische Statut, daß der Sejm während einer Budgetsession weder vertagt, geschlossen, noch aufgelöst werden darf. Am 12. Februar befand sich der Sejm gerade bei der Beratung des Wojewodschaftsbudgets, als plötzlich die Auflösung kam. Die schlesische Wojewodschaft erhielt kein Budget und andererseits dürfen Steuergelder, die vom Sejm nicht bewilligt wurden, nicht ausgegeben werden. Das formale Recht, den schlesischen Sejm aufzulösen, steht dem Staatspräsidenten zu und das Unheil wäre selbst auch dann nicht so groß, wenn seine Auflösung selbst während einer Budgetsession erfolgen würde. Nur müßte die Frist hinsichtlich der Neuwahlen eingehalten werden. Würde die Wahl des neuen Sejms innerhalb von 75 Tagen, so wie es das Organische Statut bestimmt, stattfinden, dann könnte der neugewählte Sejm nach seiner Konstituierung sofort an die Budgetberatungen schreiten. Das wäre zwar nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes gewesen, würde aber grundsätzlich an der Sache nichts ändern, da der neugewählte Sejm das Budget zweifellos bewilligen würde. Haben doch

alle früheren Parteiklubs in dem alten aufgelösten Sejm stets für das Budget gestimmt, und zwar einschließlich der Sozialisten und die der Deutschen Wahlgemeinschaft. Heute liegen bei uns die Dinge wesentlich anders. Der alte Sejm wurde während seiner Budgetsession aufgelöst und Neuwahlen wurden nicht ausgeschrieben. Die Frist, innerhalb welcher die Neuwahlen zum Sejm stattfinden sollten, hat man verstreichen lassen. 75 Tage sind hin und von Neuwahlen hört man nichts, kein Sterbenswörtchen. Jene Bürger, die gemäß des Organischen Statutes die Ausschreibung von Neuwahlen verlangen, werden durch die Aufständischen auseinandergetrieben, so bald sie sich versammeln wollen. Die schlesische Wojewodschaft steht ohne Budget da, und gibt Gelder aus, die der Sejm nicht bewilligt hat. Das ist jedenfalls ein Unheil, das sicherlich zu einer Beruhigung der Gemüter bei uns nicht beitragen wird. Das Organische Statut wurde im Gesetzeswege nicht aufgehoben und so lange es in Kraft steht, soll es auch eingehalten werden. Es ist nämlich sowohl für die Bürger als auch für die Behörden bindend. Insbesondere die Behörden haben schon ein Interesse daran, daß Gesetze von allen geachtet werden, und sie sollten selbst mit gutem Beispiel vorangehen. Das bezieht sich nicht nur auf jene Gesetze, die den Behörden lieb sind, sondern auf alle einschließlich des Organischen Statutes. Das, was die Bürgerlichen hinsichtlich der Einhaltung des Organischen Statutes für die schlesische Wojewodschaft lehren, ist nicht dazu angetan, die Achtung vor dem Gesetze zu steigern.

Zwei reisende Einbrecher aus Poln.-Oberschlesien in Sachsen verhaftet

Der Chemnitzer Kriminalpolizei ist es gelungen, zwei vielfach vorbestrafte reisende Einbrecher zu verhaften. Es handelt sich um einen gewissen Madeja und einen Kopecki, beide in Rattowitz wohnhaft. Die Einbrecher haben in Chemnitz große Waren-diebstähle ausgeführt. Die erbeuteten Waren brachten sie sodann nach Oberschlesien. Ein Teil dieser Diebeswaren konnte ihnen vor kurzem beim Schmuggeln über die deutsch-polnische Grenze von polnischen Kriminalbeamten abgenommen werden und lagert jetzt noch im Zollamt Rattowitz.

Rattowitz und Umgebung

Aus der letzten Magistratsitzung.

Bewilligung von Beihilfen.

Genehmigt wurden auf der letzten Magistratsitzung 32 000 Zloty als anteilige Kosten der Stadt bei der Beschaffung ihrer Exponate nach der Allgemeinen Pöfener Landesausstellung.

Verschiedenen Vereinigungen bzw. Verbänden soll die Möglichkeit zwecks Beschaffung der Pöfener Ausstellung durch entsprechende Zuwendungen, allerdings nur in ganz besonderen Fällen, gegeben werden. Zu diesem Zweck ist die Summe von 50 000 Zloty ausgeworfen worden.

Da bekanntlich am 5. Mai, d. i. am nächstfolgenden Sonntag, Staatspräsident Moscicki aus Warschau in Rattowitz eintrifft, wurden die erforderlichen Mittel für die beabsichtigte Illumination im Stadttinnern für die Empfangsfeierlichkeiten, bewilligt.

Das Komitee für Ausstellung von Frauenarbeiten erhielt 1000 Zloty Subvention, des weiteren auch die Vereinigung der Volksbühnereien (T. C. L.).

Auf dem Plac Wolnosci soll eine Milchabgabestelle errichtet werden. Dieses Projekt gelangte zur Annahme, ebenso die Vorlage, betreffend die Errichtung eines Gedächtnishäusleins aus Anlaß des ersten Besuches des Staatspräsidenten an der Kreuzung der ulica Janowa und Hofenloshütter-Chaussee. Für den Ausbau des Plazes am Rattowitzer Markt sind 50 000 Zloty bereitgestellt worden.

Die Spezialkommission, welcher als Mitglieder Stadtbaurat Siforski, sowie die Stadträte Jaworski, Dr. Przybilla, Dr. Wondt und Mielecki, ferner die Stadtverordnete Waszkiewicz angehören, erhielt das Arbeitsprogramm für die Errichtung des Spitals im Ortsteil Ligota zugewiesen.

Sie „arbeiteten“ in Handschuhen — und wurden doch erwischt.

Ein frecher Einbruch wurde am 15. März d. Js. in die Geschäftsräume des Kaufmanns Maximilian Werberg in Rattowitz, ul. Wojewodzka, verübt. Die Täter zertrümmerten die Schaufensterscheibe und gelangten so in das Innere

der Räume. Die Einbrecher stahlen dort verschiedene Textilwaren und versuchten diese in Bündeln zu verpacken. Ein Polizeibeamter wurde aufmerksam, als er einen Mann, der über seine Hände Handschuhe gezogen hatte, in dem Ladenraum erblickte. Er schöpfte sofort Verdacht und postierte nach Heranholung eines zweiten Beamten an den Ausgängen, um den Einbrecher bezw. die Einbrecher nicht entkommen zu lassen. Auch das Polizeikommando am Bahnhof, sowie ein weiteres Polizeirevier wurden alarmiert, um einige Polizeibeamte zu entlenen. Es gelang jedoch, noch vor Eintreffen der Hilfskräfte, die Täter festzunehmen. Zuerst gefaßt wurde ein gewisser Johann Rubicki, welcher aus dem Ladenraum getreten war, um nachzusehen, ob „Gefahr“ vorlag. Der Mithelfer Erich Czech, welcher die Polizeibeamten bemerkte, versuchte durch das im Hinterhof gelegene Hofenloster in den Hofraum zu springen, um sich in Sicherheit zu bringen. Auch hier waren Polizeibeamte postiert, welche den Gleitenden „liebevoll“ aufnahmen. Bei den Einbrechern wurden mehrere Pakete, enthaltend Textilwaren, im Werte von etwa 8000 Zloty vorgefunden und beschlagnahmt. Das Diebesgut konnte dem Eigentümer wieder zugestellt werden. Die Täter wurden seinerzeit in das Rattowitzer Gefängnis eingeliefert. Am gestrigen Mittwoch hatten sich die beiden Einbrecher vor der Strafabteilung des Landgerichts in Rattowitz zu verantworten. Die Angeklagten bekannten sich ohne Umschweife zur Schuld. Nach einer längeren Beratung wurde Johann Rubicki wegen schwerem Diebstahl im Rückfalle zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahre und der Mitangeklagte Erich Czech zu 3 Monaten verurteilt.

Vom Naturheilverein. Wie alljährlich, wurden auch in diesem Jahre am 1. Mai, die in der Nähe des Baugrundstückes der Kathedrale gelegenen Licht-, Luft- und Sonnenbäder wieder geöffnet. Den Bürgern und deren Angehörigen aus Rattowitz und Umgebung wird hier Gelegenheit gegeben, die gewünschte Erholung zu finden, an verschiedenen Turngeräten sich der gliederstärkenden Turnerei hinzugeben und hauptsächlich zur Erhaltung der Gesundheit und Vorbeugung gegen Krankheiten Sonnen-, Luftbäder und Wasseranwendungen in zweckdienlicher Art auszunutzen. Der Verein bezweckt ferner, seinen Mitgliedern auf den Gebieten der Lebensweise und Heilkunde Belehrung zu verschaffen. Für die Lebensweise kommt hauptsächlich Anleitung zur Atmung, Ernährung des Körpers, Bekämpfung des Alkoholgenußes, Hautpflege, Erholung, Bewegung, und Ruhe in Frage. Unter Heilkunde wird Kenntnis der Ursachen von Verlauf, Verhütung und Behandlung von Krankheiten, insbesondere Belehrung über das Naturheilverfahren verstanden. Die Zeitschrift „Der Naturarzt“ bringt allmonatlich auf diesen Gebieten äußerst belehrende Artikel. Die Luft- und Sonnenbäder sind nur Mitgliedern

die Beuthenerstraße bewegte sich dann der Umzug zurück zum Schlosspark und fand dort seine Auflösung. Eine Zeitlang konzentrierte die Umzugskolonne und abends fand in zwei Sälen Tanz statt. Die Maifeier machte großes Aufsehen in der Stadt Mysłowitz.

Anurow

In Anurow gestaltete sich die Maifeier zu einer imponierenden Kundgebung der sozialistischen Arbeiterschaft. Annähernd 650 Genossen versammelten sich am Anurower Bahnhof zu dem Festumzug, der drei Standarten mit sich führte und unter den Klängen einer Musikkapelle sich durch die ganze Ortschaft bewegte, von der Bevölkerung freudig begrüßt. Und umso mehr war diese Demonstration bemerkenswert, als es sehr schwer war, in Anurow Boden für die sozialistische Idee zu gewinnen. Das geht schon daraus hervor, daß die gestrige Maifeier wieder die erste war seit 6 Jahren. Im Waleaskischen Lokal endete der Umzug, nach anderthalb Stunden, wo die eigentliche Feier stattfand und zu der sich noch einige Hunderte außer den Demonstrationszugteilnehmern einfanden. In eindrucksvoller Weise richtete hier Genosse Danel (W. P. S.) an die Versammelten die Mahnung, die sozialistische Idee, welche dem Proletariat nur allein die Erlösung bringen könne, weiter hochzuhalten, um dann in fassender Weise einen Überblick über die Entwicklung des Sozialismus seit dem Jahre 1889 zu geben. Er erntete wohlverdienten, begeisterten Beifall. Dann ergriff in deutscher Sprache Gen. Redakteur Helmrich das Wort. Auch er streifte die Entwicklung des Sozialismus, den ungeheuren Kampf, den das Proletariat gegen das Kapital zu führen hat, welches überall die Demokratie stützen will an ihre Stelle den Faschismus einführen möchte, um dann etwas auf die oberösterreichische Frage zu kommen. Redner, der wiederholt von brausenden Zurufen unterbrochen wurde, forderte am Schluß seiner Rede auf, sich mit allen legalen Mitteln gegen jede Bedrohung der Errungen-

schaften der Arbeiterschaft zu wenden, vor allem aber für die Volkerverständigung zu arbeiten, die wir gerade in Oberschlesien so notwendig haben. Mit einem Hoch auf die weitere gemeinsame Arbeit beider sozialistischen Parteien schloß er unter begeisterten Zurufen. Bei dieser Gelegenheit wolle wir noch erwähnen, daß gestern die Ansprache des Redakteurs Helmrich, die erste deutsche in Anurow seit der Übernahme war. Gen. Mehnert von der W. P. S. sprach dann für die sozialistische Jugend in berebten Worten. Auch ihm, der es vortrefflich verstand, die Zuhörer zu fesseln, wurde großer Beifall zuteil. An der Feier beteiligten sich die Ortsgruppen Anurow, Czermionka, Ramien, Kązaniec, Leszczyn, Jastrowice, Dubensto usw.

Radzionka

Annähernd 500 Personen fanden sich im Saale des Lokals Gebauer ein, die sich auf die Ortschaften des Kreises Tarnowitz verteilten. 3 Ortsgruppen der W. P. S. führten Standarten mit sich. In Radzionka selbst erweckte die Feier das größte Interesse, weil seit langer Zeit hier soviel Menschen zu einer Feier nicht erschienen waren. Als Referent erschien Gen. Kaima, der in polnischer und deutscher Sprache referierte, der W. P. S. Referent erschien nicht, über die Bedeutung des 1. Mai und kam dann auf das gegenwärtige nationalsozialistische Treiben zu sprechen, welches jede freundliche Annäherung in unserer Heimat ausschließt. Mit einem Hoch auf den 1. Mai schloß Redner unter großem Beifall seine Ausführungen.

Die anderen Bezirke

Der Verlauf der Maifeier in den anderen Bezirken wie Neuborf, Niedobogee, Mikolaj, Plez und Rybnik, gestaltete sich ebenfalls sehr imponierend, denn die Beteiligung war eine außerordentlich starke. Wir werden noch näher darauf zurückkommen.

Fast umsonst!



Detailpreise
Volksschuhe
NN 35 bis 41
mit angenähter
Sohle
u. Absatz
4.80
Sportschuhe
NN 35 bis 41
mit vulkanisierter
Sohle
(Gymnastikschuhe)
6.-
PEPEGE
ÜBERALL ZU VERLANGEN.

Mit Hustenplättchen gegen Elefanten

Der neueste Jagdsport, der in Urwald, Steppe und Dschungel auf Jang und Beute ausgeht, ist zwar unblutiger als die Jagd mit der Feuerwaffe; aber wer sich mit der Filmkamera zu den Tieren der Wildnis begibt, nimmt größere Gefahren auf sich als der Großwildjäger, der mit seinem modernen Selbstladegewehr und seinen Stahlmantelgeschossen noch auf mehrere hundert Meter die stärkste Bestie umlegt. Er kann die Möglichkeit, eine gute Aufnahme zu bekommen, mit der Aussicht bezahlen, zertrampelt oder zerissen zu werden. Es gehört Mut, Ausdauer und echte Leidenschaft zu diesem Handwerk, Eigenschaften, die der Schriftsteller Radcliffe K. Dugmore in reichem Maße besitzt. Wie er im ostafrikanischen Hochland auf zwei oder drei Meter an wilde Elefanten heranging und in eine höchst ungemütliche Lage geriet, schildert er in einem demnächst bei Brockhaus erscheinenden Buch „Im Großwildparadies“. „Gegen fünf Uhr, als die Sonne schon tief stand und lange Schatten über die Waldböschung warf, unterbrach ein Knacken die Stille der Natur. Ich lauschte gespannt auf den Lärm, dessen Quelle irgendwo hinter mir lag. Ohne Zweifel kamen Elefanten, denn weder Büffel noch Nashörner brechen Äste ab. Alle anderen Tiere drängen sich geräuschlos durch den dichtesten Forst. Bald erblickte ich einen roten Rücken und ein mächtiges Baumelohr. Wühlend trat eine unheimliche Stelle ein. Aber der riesige Rücken bewegte sich und ein Rüssel hob sich schlangengleich in die Luft. Bald waren es viele; wie viele, das weiß ich nicht, denn mir verging die Luft zum Zählen. Langsam und leise bewegten sich die Ungeheuer auf mich zu. Ich zitterte beim Gedanken, was in den nächsten Minuten geschehen könnte.

Sie kamen heran, entschlossen und unnachgiebig, wie mir schien. Die Geräuschlosigkeit, mit der sie vorgingen, bewies mir, daß sie mitleidlos waren. Wie ich diese ungefügen Leiber so leise durch den Wald schieben können, wird mir stets ein Rätsel bleiben. Ich hatte ja oft genug davon gehört, es aber nie recht glauben wollen. Jetzt überzeugte ich mich von der Wahrheit der Berichte. Das Rudel war bald vollständig sichtbar. Es mochten etwa zehn Elefanten sein. Die Anzahl beunruhigte mich aber weniger als der Umstand, daß sie einen Säugling bei sich hatten, was ihre Gefährlichkeit außerordentlich erhöhte. In einer Entfernung von 25 Meter blieben die Elefanten stehen und bildeten einen Halbkreis mit dem Rälchen in der Mitte. So verharren sie minutenlang wie aus Erz gegossen (oder waren es Jahre?). Dann hoben sie die Rüssel und schlugen mit den Ohren. Sie forschten mit ihren scharfen Sinnen, mit dem Geruch und dem Gehör. Das Gesicht ist sehr schlecht. Die sich windenden Rüssel schlangen machten den Eindruck von Jangarmen eines beutewirtschaftenden Kraken. 25 Meter bildeten immerhin noch einen gewissen Sicherheitsraum. Er blieb mir aber nicht lange gewährt, denn bald gingen einige Mitglieder der Herde gerade auf mich los, unter ihnen die große Kuh mit dem Kalb.

Die anderen hielten sich seitwärts. Offenbar sollte ich eingekreist werden, so daß ich nicht entfliehen konnte. Welch erfreuliche Aussicht! Einen Augenblick dachte ich daran, einen Schreckschuss abzufeuern. Daß er einen sofortigen und gewaltigen Erfolg haben werde, daran war nicht zu zweifeln. Aber was für einen? Furcht oder Angriff? Nein, lieber abwarten. Langsam, unaufhörlich schoben sich die rüsseligen Leiber heran, nach jedem Schritt ein wenig zögernd. Würden sie denn nie die Richtung wechseln? Anscheinend nicht, denn fünf oder sechs von ihnen wandten mir das Gesicht zu. Das unaufhörliche Klappern mit den Ohren war das einzige Geräusch, dessen ich mir bewußt wurde. Es konnte wirklich nicht mehr lange dauern, bis ich in die weiche Erde getrampt wurde, denn zwischen mir und ihnen befand sich nur eine Laubwand, die nicht einmal ein Kind aufgehalten hätte. Um mich möglichst unsichtbar zu machen, drückte ich mich tief an die Erde, so daß ich die Elefantenleiber wie Berge über mir aufragen sah. Endlich hielten sie an, als der erste genau 2½ Meter von mir entfernt war. Wir haben den Abstand nacheinander gemessen. Komischerweise guckte ich auf die Uhr. Sie zeigte ein Viertel nach fünf. In einer halben Stunde würde das Licht in der Waldböschung keine Aufnahmen mehr zulassen. Ich fragte mich, ob sich die Elefanten noch rechtzeitig filmen lassen würden.

Das war der Gedanke, der mich durch den Sinn fuhr, als ich nach der Uhr sah. Fünfeinhalb bange Minuten verweilten die Riesen in fast handgreiflicher Nähe. Die Rüssel fuchtelten sogar über meinem Kopf, was vielleicht der Grund war, warum sie mich nicht witterten. Ich fühlte den Aufzug von den fuchelnden Ohren, hörte das Rattern in den Eingeweiden, sah die kleinen Augen und die rauhe runzelige Haut. Meine Empfindungen während dieser Viertelstunde lassen sich kaum beschreiben. Als sich schließlich ein aus reiner Angst geborener Hustenreiz meldete, hielt ich mein Ende für gekommen. Der Rüssel im Halbe wurde unerträglich. Mit unendlicher Vorsicht holte ich eine Dose mit Hustenplättchen aus der Tasche. Ich trug sie stets bei mir, weil man beim langen Warten auf Tiere leicht eine trockene Kehle kriegt, die Husten verursacht. Als ich schon fast erstickt war, gelang es mir, das Plättchen in den Mund zu schieben. Es tat seine Wirkung. Ich darf wohl sagen, daß mir ein Hustenplättchen das Leben rettete, obgleich die Elefanten noch mit erhobenem Rüssel über mir standen.

Endlich verloren sie die Geduld und bewegten sich langsam, ach so langsam fort. Dann erhob ich mich und sah, daß sich meine Bekannten einer größeren Herde zugesellten, die in der Gegend herumirrbte. Einige Minuten später trat eine große Elefantenherde ins Freie, wo ich sie noch in den letzten Strahlen des scheiternden Lichtes filmen konnte. Ich beglückwünschte mich schon zu meinem Entkommen und beschloß, in Zukunft vorsichtiger zu sein, als ich eine Bewegung unter den Bäumen verspürte. Zu meinem größten Entsetzen kamen die Elefanten zurück. Diesmal waren es sogar zwanzig mehr. Schnell machte ich ein Loch in den Schirm, um hinauszutreten. Aber die Herde schwenkte 30 Meter vor mir ab, nachdem sie eine Weile still auf dem Fleck verharret hatte. Der prachtvolle Leithäuser schien bald davon überzeugt zu sein, daß alles sicher sei. Er schritt von hinten; die anderen folgten auf geistlich leisen Sohlen. Zehn Minuten später kamen ein paar meiner Träger in großer Aufregung angelaufen und meldeten, daß sie zwischen mir und dem Lager viele Elefanten in der Schlucht gesehen hätten. Obgleich es schon dunkel zu werden begann, lief ich mit der Kamera an die bezeichnete Stelle. Nach 300 Meter kamen die Tiere in Sicht, die mich vor kurzem verlassen hatten. Sie bummelten auf einer geböckelten Lichtung umher, als wüßten sie nicht, was sie unternehmen sollten. Trotzdem wir ganz ohne Deckung und nur hundertfünfzig Schritt von ihnen entfernt standen, merkten sie nichts von unserer Anwesenheit. Schnell haute ich die Filmkamera auf, aber die Beleuchtung versagte in diesem Augenblick vollständig, was mich sehr betrübte; weil ich eine gut gestellte Gruppe und einen schönen Hintergrund vor mir hatte. Ich ging ins Lager zurück, den aufregenden Nachmittag beschließend.

Von „Kanonen“ und Revuegirls

Revue Berlin — Erinnerung an Prominenzen — Die Schönheit der berufstätigen Frau

Während des Krieges erfand man zur Bezeichnung von erfolgreichen Persönlichkeiten den Ausdruck „Kanone“. Richtig war eine „Abstrich-Kanone“, Bruno Kastner eine „Film-Kanone“, der Kaufmann Josef Schulze eine „Werbe-Kanone“ und der Oberstleutnant Schmidt eine „Lebensmittel-Kanone“.

Die Berliner haben in der Nachkriegszeit — fix und schlagfertig die Unzeitgemäßheit dieses kriegerischen Ausdrucks spürend — die „Kanone“ außer Kurs gesetzt und den „Prominenten“ lanciert. Und diese Prominenten spielen heute eine wichtigere Rolle in Berlin als einst die Kanonen. Der Berliner hat vor wenig Dingen Respekt, aber vor Prominenten liegt er im Stau. Denn Prominenz bedeutet Leistung, Spitzenleistung, Erfolg, Geld. Ein prominenter Schauspieler, ein prominenter Boxer, ein prominenter Industrieller, ein prominenter Rennfahrer, ein prominenter Zeitungsverleger, ja sogar ein prominenter Schriftsteller: das muß man gesehen haben, da muß man hineingetreten sein, das läßt man sich Geld kosten, das hat Geltung — natürlich nur für die Dauer der Prominenz —, das ist eine Sache. Wir schlingen sich da die Säfte, Komplexen und Spekulationen zum Prominenten-Kult, der seit Wilhelms Abgang nach Holland sein monarchistisches Symbol verloren hatte.

Der Clou der letzten Wochen war die Prominenten-Vorstellung im Staatstheater zu Ehren des verstorbenen Schauspielers Steinrück und zugunsten seiner Hinterbliebenen. Spontan entlud sich hier aufgeregtes menschliches Liebesbedürfnis. Das Objekt, der Mensch Steinrück, war dieser ausbrechenden Liebe würdig. Er, der große, vielverdienende Schauspieler, der Helfer in allen Nöten, der Geld durchaus nicht schätzte, sondern nach allen Seiten verschenkte, farb arm und hinterließ seine Familie in schwierigen materiellen Verhältnissen. Und da zeigte sich, daß er mit seiner Geldverachtung oder besser — Nichtschätzung, seinen hinter dem Bankkonto einheraumelnden Zeitgenossen ungeheuer imponiert hatte.

„Revue-Girls werden gesucht gegen gute Bezahlung. Anmeldung nachmittags zwischen 6 und 8 Uhr Friedrichstraße 50 und 51“ stand in der Zeitung. Friedrichstraße 50 und 51 ist ein kleines, schmuddeliges Café. Um 6 Uhr ist das Café von 40 bis 50 Mädchen besetzt. Und immer noch neue kommen hinzu. Sie möchten sich alle als Revuegirl gut bezahlen lassen. In einem Hinterzimmer des Cafés sitzt der Manager eines jener Vergnügungslokale, in denen Provinzkonten, Klüffern auf Audiaten, genehmigt werden. Ein Mädchen nach dem anderen verschwindet in der Tür zum Hinterzimmer. Und eins nach dem anderen kommt wieder heraus, zupf noch am Kleiden, das es drinnen ausziehen mußte, um seine Revuegirlqualitäten zu zeigen, betupft sich mit Puder und zieht, bald leß sich wiegend, bald bedrückte Blide um sich werfend ab. Sie gehen wieder auf die Straße, um einen Freund zu kapern oder nach Hause zu einer angstvoll wartenden Mutter. Geht der Mädchen dürfen bleiben. Sie sind engagiert. Und nun befehlt sie der Manager: sie hätten sich unter allen Umständen der Hausordnung zu fügen; wer nicht pariere, flüge sofort heraus; die Revue befinde aus 20 Bildern; von 10 bis 11 Uhr vormittags sei Probe; abends um 10 Uhr hätten sie im Lokal zu sein und bis 3 Uhr dort zu verbleiben; für jede Vorstellung bekämen sie 5 Mark; Mädchen gebe es nicht; der „Grüne Kaktus“ sei kein Institut für höhere Töchter, sie müßten sich verpflichten, so aufzutreten, wie es der Direktor verlange, d. h. nackt bis auf das Feigenblatt; die Kostüme liefere die Direktion; wer damit einverstanden sei, der solle unterschreiben.

Die Mädchen sehen sich an, ein paar lachen, eine ist bedrückt und hat Augen voller Angst, eine fragt entrüstet, ob der Herr sich einbilde, daß man von 5 Mark im Tag leben könne. Der Manager grinst und meint, dafür würden schon die Gäste des „Grünen Kaktus“ sorgen, daß sie nicht verhungerte. Sie sehen sich noch eine Weile unschlüssig an, dann unterschreibt die eine dann die andere und eine Viertelstunde später verlassen sechs neue „Girls“ das Café. „Mensch, Kind, was meckert“, meint die letzte, während sie die Tür schließt, „was müssen doch leben!“

Sie leben alle, solange sie es aushalten. Und sie halten es aus, solange noch ein Fünftel Hoffnung in ihnen lebt, es könne

eines Tages doch kommen, das Glück, der Wendepunkt. Die seit samsten Beschäftigungen erdenken sie sich, um so lange leben zu können. Im Weiten ist ein kleines Café, in dem sitzen Menschen mit guter Handschrift und ein wenig Gewandtheit im Abfassen von Briefen. Sie warten auf Kundschäft. Auf Leute, die mit der Feder und mit Membran nicht so recht umgehen können. Denen schreiben sie die Briefe. Alle möglichen Briefe: an das Arbeitsamt, an den Hauswirt, an das Wohnungsamt, an die Krankenkasse, an den geschiedenen Ehemann, an die Geliebte. Preis durchschnittlich eine Mark pro Brief. Man denkt nicht, daß es so viele Halb-Analphabeten hierzulande gibt; aber die Schreibkünstler meinen, das Geschäft gehe ganz gut, an guten Tagen kämen sie auf 10 bis 15 Briefe.

Ein Stück weiter ist das Café der Ueberseher; hier lassen sich Leute fremdsprachige Briefe und Schriftstücke überlegen. Meist sind es Ausländer, die da arbeiten und auch die Kunden sind in der Hauptsache Ausländer.

Ein richtiger Gewerbebezirk ist in Berlin der Handel mit Eintrittskarten für Theater, Kino, Sportveranstaltungen. Es sind vielleicht tausend Menschen, die davon leben. Sie haben ihre Börse, ihre Versammlungslokale, stehen miteinander in dauernder Verbindung, treffen Vereinbarungen über die jeweiligen „wilden Preise“, tauschen um, kaufen auf und treffen ihre Schutzmagnahmen gegen die Polizei. Bisher haben sie sich der Polizei überlegen gezeigt; denn sie ist so machtlos gegenüber den wilden Händlern, daß sich der wilde Billetthandel heute unter den Augen der Schupos abspielt, ohne, daß diese in der Lage wären, einzugreifen. Denn die Billetthändler haben ihre Verbindungen, von denen sie gedeckt werden. Es gibt da einige Dugend Finanziers, die den Theatern, Varietés, Sportclubs für jede Veranstaltung eine größere Anzahl bedeutend verbilligter Karten regelmäßig abnehmen und sofort bezahlen. Sie lassen sie dann durch ihre Agenten vertreiben mit entsprechendem Aufschlag. Für die Theater und sonstigen Veranstalter bedeuten diese Kartenabnehmer eine nicht unwichtige Unterstützung. Sie haben ein Interesse an deren unge störtem Arbeiten und decken für den Fall, daß die Polizei einen wilden Händler faßt, diesen ohne weiteres. Manche dieser Händler haben ihren festen Kundstamm, haben ein privates Abonnement-System ausgebaut, um dessen sicheres Funktionieren die großen Abonnement-Unternehmen der Bühnen sie beneiden könnten.

Eine neue große „Boulevard“-Zeitung schrieb kürzlich einen Wettbewerb aus: „Die Schönheit der berufstätigen Frau.“ Die Siegerin, d. h. die schönste berufstätige Frau bekam 1000 Mark, die Teiliegerinnen, d. h. die Siegerinnen der verschiedenen Berufsgruppen — schätzungsweise — 25, 40 und 60 Mark. Wer nun etwa geglaubt hatte, die Mitsteigenden würden ein Exemplar statuieren und den zum Ueberdruß glatten Lärchen der herkömmlichen Pizarron- und sonstigen „Königinnen“ ein paar wirklich schöne, d. h. ausdrucksvolle, vom Leben und von der Arbeit geformte Köpfe von Proletarierinnen entgegenstellen und vielleicht den Versuch machen, ein Vorbild gewichtiger, gehaltvoller und tieferer Schönheit zu propagieren, der sah sich schwer getäuscht. Was da unter 5000 Bewerberinnen — Sekretärinnen, Stenotypistinnen, Verkäuferinnen, Erzieherinnen, Krankenschwestern, Putzmakerinnen, Hausfrauen — „geführt“ wurde, das war Produkt schlimmer Nachahferlei mondäner Vorbilder. Vor dem Kühler des Autos im Sportdreh und mit ihrem Lieblingshund, auf der Segeljacht im flotten Segeldreh, am Strand im Strandloft und in Divenpose, im eleganten Spitzenkleid, mit seidenbestrumpften Beinen, onduziert, geleckt und gepudert: so marschierte die „berufstätige“ Frau bei Ulstein auf. Hugenberg vis-a-vis wird sich eins ins Fäustchen gelacht haben und die hübschen Bilder vom Wohlleben und der Eleganz der „werkstätigen Frauen“ seinem Material-Archiv zur Bekämpfung der sozialen Fürsorge und der hohen Löhne unverleitet haben. Damit er freilich dem Ulsteinhaus nicht weh tun wird, denn der Schönheitswettbewerb der berufstätigen Frau hat die Auflage des Boulevardblattes wieder um einige Tausend erhöht und ihm nun neuem das Herz solid demokratischer Gesinnung verliehen. Was der Zweck der Übung war. Heinz Eisgruber.

Das fromme Treppenhaus

Von Herbert Asbury

Man schreibt das Jahr 1850. Der alte „Vierte Bezirk“, einst die eleganteste Wohngegend von New York, wo zurzeit Washingtons gepuderte Kavaliere und Damen in zierlichen Stöckelschuhen Luftwandeln, hat sein Aussehen traurig verändert. Die ungeheure Einwanderungswelle, die nach der amerikanischen Revolution New York überflutete, hatte die Hautenolee nach Norden verdrängt, und die Paläste der reichen Handelsherren sind elenden Mietskasernen gewichen. Zudem fließt mitten durch diese überfüllte Gegend eines der Hauptabwässer hinaus in den East River. Die Ratten sind hier so häufig wie die Menschen, mäßen sich von den Abfällen der Seikanlage und führen einen erfolgreichen Krieg gegen Kinder und Säuglinge.

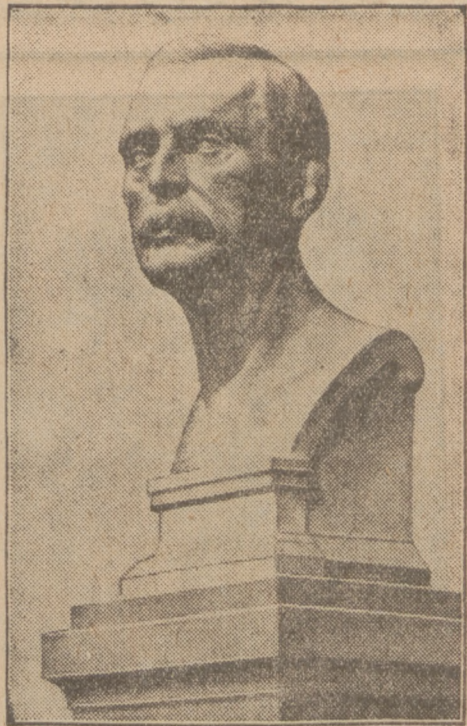
Es gibt hier allerlei laubere Lokale. Wir sind an der New Yorker Wasserfront, im Herzen des Seemannsviertels. Der Mensch, ekfunderlich wie immer im Kampf um das tägliche Brot, hat sich die Anwesenheit der unliebsamen Bewohner der Abflurhöhlen zu Ruhe gemacht.

In der Wasserstraße, der Beste der Seelenverkäufer und Matrosenmakler, hat der unternehmungslustige Kit Burns seine sogenannte „Sporthalle“ eröffnet. Diese nimmt sämtliche Etagen eines dreistöckigen giftgrün gestrichenen Fachwerkhäuses ein, den Hauptraum aber bildet der berühmte

„Kattenzirkus“.

ein großes Amphitheater mit groben hölzernen Bänken und einer, von einem drei Fuß hohen Latzenzaun umschlossenen Arena. Hier werden die riesigen, grauen Ratten der Nachbarschaft, die mitunter die Größe von Katzen erreichen, nach tagelangem Hungern gegen Terriere geheßt. Das begeisterte Publikum schließt dabei hohe Wetten über den Ausgang der Kämpfe ab und hat seine Favoriten, ganz wie bei sonstigen sportlichen Ereignissen, während Papa Burns, der „Kattenkönig“, als Buchmacher fungiert. So hat er doppelten Verdienst, denn das Eintrittsgeld ist auch nicht zu niedrig und der Zudrang groß: mit einem Wort, das Geschäft kühlt.

Aber um gerecht zu sein — die Rattenarena dient zugleich vornehmeren Zwecken. Man huldigt auch dem edlen Bogsport,



Eine Büste Wilhelm von Bodes

des im März verstorbenen früheren Generaldirektors der Staatsmuseen, wurde von dem Bildhauer Joseph Thorak geschaffen und am 27. April im Treppenhaus des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums aufgestellt.

und dabei entwickeln sich allerlei hübsche Sitten und interessante Charaktere. Da ist zum Beispiel ein gewisser Georg Leese, der den treffenden Spitznamen „Padan“ trägt. „Padan“ ist der offizielle Blutsauger bei den Fautkämpfen, die selbstverständlich ohne Handschuhe ausgetragen werden. Sobald ein Gladiator einen solchen Hieb erhält — es braucht durchaus kein Knockout zu sein — springt „Padan“ dazwischen und laugt dem Feldten erst einmal die Wunde aus. Eine weitere Berühmtheit ist Burns Schwiagerjohn, „Jad, die Ratte“. Für zehn Cents leiht er einer lebendigen Maus den Kopf ab; wer aber gar fünfundzwanzig Cents anzulegen wünscht, kann ihn das nämliche Manöver bei dem Ragetier, nach dem ihn der Volksmund getauft hat, vollführen sehen.

Das fromme Bordell.

Hier in der Wasserstraße liegt Verbrecherteller an Verbrecherteller und Bordell neben Bordell. Die Straße selbst ist eine faszinierende Anziehungskraft auf allerlei dunkle Existenzen von nah und fern aus; bis endlich in eben dem Jahre 1850 eine seltsame Persönlichkeit ihrer Lodung erliegt und an Ort und Stelle, nämlich in dem Hause Nr. 301, wohl das seltsamste aller Unternehmungen gründet. Dieser sonderbare Heilige, im wahrsten Sinne des Wortes, ist ein gewisser John Allen, Sohn einer ehrbaren, wohlhabenden Familie aus den frommelnden Staaten Neu-Englands. Drei seiner Brüder sind protestantische Geistliche geworden, und auch er ist für den Predigerberuf ausersehen, aber sein unruhiger Geist empört sich gegen die Bande der Religion. Er flieht aus dem theologischen Seminar und eröffnet zusammen mit seiner jungen Frau einen Tanzsaal mit anschließendem Bordell. Das wäre an sich noch nichts Erstaunliches und die Wasserstraße am Reast River dafür eine durchaus passende Gegend, erstaunlich nur ist die Art, wie John Allen seinen Betrieb leitet. Ob nun seiner puritanischen Tradition gehorchend, ob von Gewissensbissen geplagt: er führt das bald weit und breit bekannte Freudenhaus nach streng kirchlichen Grundsätzen. In den Zimmern, in denen die Weiber ihre Besucher empfangen, liegt überall die Bibel aus, und an Golanächten erhält jeder Klient ein neues Testament geschenkt. Fast klingt es wie Gotteslästerung, aber die Einnahmen an hohen Feiertagen werden wohltätigen Stiftungen überwiesen. Außerdem ist Allen auf sämtliche religiöse Zeitschriften des Staates New York abonniert und sorgt dafür, daß sie in dem Tanzsaal selbst und in der Bar gelesen werden können. Auf jedem Kneiptisch ruht ein damals weit verbreitetes Erbauungsbuch: „Des kleinen Erdenwandersers Freund“, und dreimal die Woche um die Mittagsstunde versammelt der Herr des Hauses seine Dirnen und sonstigen Angestellten, um ihnen die heilige Schrift vorzulesen und zu erläutern.

Das alles hindert Allen aber nicht, ein eingefleischter Trunkenbold und Mädchenhändler zu sein, ja er wird sogar des Mordes verdächtigt, obwohl es der Behörde nicht gelingt, ihn des Verbrechens zu überführen. In seinem Lokal geht es bei aller äußeren Zucht hoch her. Die Weiber sind nach Allenschem Geschmack und der Mode der damaligen Zeit mit weit ausgeschlitzten schwarzen Miedern und kurzen roten Röcken bekleidet. An den Füßen tragen sie rot eingefärbte, mit Glöckchen versehene Schaffstiefelchen, die beim Gehen und im Tanzen angenehm klingen. Das Haus wird von den übelsten Elementen der Straße und der Provinz frequentiert.

Volle sechzehn Jahre lang öffnet das Allensche Etablissement Abend für Abend dem Publikum seine Tore, und der entlaufene Seminarist ist dabei fett und wohlhabend geworden, da werden um Mitternacht des 29. August 1868 plötzlich sämtliche Gänge höflich aber energisch gebeten, das Lokal zu räumen. Am folgenden Tage prangt zur grenzenlosen Verwunderung der Nachbarschaft ein Schild mit folgender Aufschrift über der Tür:

„Dieser Tanzsaal ist geschlossen. Sämtliche Herren, die nicht in Begleitung von Gattinnen erscheinen, welche Magdalenen als Mägde anzustellen wünschen, ist der Zutritt untersagt.“

Welches Wunder ist hier geschehen? Hat endlich doch der gute Geist, das bessere Ich gesiegt? Ist John Allen ernstlich in sich gegangen und ein wahrhaft überzeugter, reuiger Sünder geworden?

Des Rätsels Lösung ist verblüffend einfach. Schon lange haben gläubenseifrige Seelenhirten ein Auge auf die Hausandachten in der Wasserstraße Nr. 301 geworfen..., nicht etwa, weil sie diese schamlose Transaktion der Frömmigkeit nicht dulden wollten, sondern weil sie hier eine günstige

Gelegenheit zu neuen Seelenfängen

wittern. Angeführt von dem streitbaren Pastor A. C. Arnold von der Inneren Mission, sind sie in Allens Haus eingetroffen und haben den zu seinem Unglück sinnlos Betrunknen das Versprechen abgerungen, von nun an regelmäßig religiöse Zusammenkünfte in seinen Räumen abhalten zu dürfen. Gleich die erste Gebetsversammlung ist ausgiebig, sie dauert von zwölf Uhr mitternacht bis vier Uhr morgens. Zu ihr ist auch das breiteste Publikum — Diebe, Mörder, Zuhälter, Dirnen — kurz die ganze Nachbarschaft geladen.

Die Presse erfährt davon — dafür sorgen die Herren Pastore — und ganz New York staunt. Bald dringt die sicher unglaubliche Kunde an die Öffentlichkeit, daß auch der „Rattenkönig“ Kit Burns und der Seelenverkäufer Hadden, ein mehrfacher Raubmörder, ihre Lokalitäten zweimal die Woche zur Verfügung gestellt haben. Eine Welle religiöser Begeisterung ergreift New York und schwemmt weiteste Kreise mit sich fort. Modedamen, elegante Nichtstuer, die jeunesse doree, alle strömen in das Verbrecherviertel und lassen sich Seite an Seite mit den zweifelhaften Existenzen zu Pastor Arnolds und seiner Kollegen Füßen nieder. Zwar weigern Papa Burns und auch „Jad, die Ratte“ sich, dem Gottesdienst persönlich beizuwohnen; sie gestatten aber gnädigst, daß man ihrer in öffentlichen Gebeten gedenke.

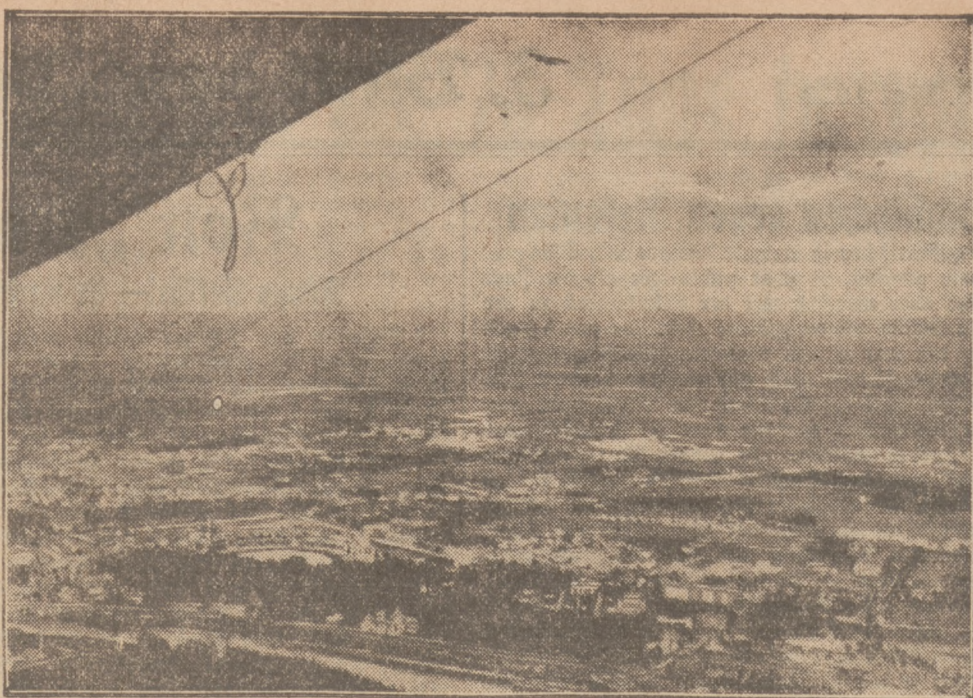
„Padan“ zeigt sich zugänglicher. Er ist nicht mit übermäßiger Intelligenz begabt und hält den feurigen Mahnreden der Geistlichkeit nicht stand. Ja, er ist oft ganz gerührt und erkundigt sich, wann denn nun endlich die Tonne Wasser aus dem Jordan käme, um seine Sünden reinzuwaschen? Erst als er auf die Frage, warum er in den Himmel wolle, zur Antwort gibt:

„Um dem Engel Gabriel ein Ohr abzuhelfen“

gibt man ihn als einen hoffnungslosen Fall auf.

Da aber plagt eines Tages eine Bombe, und die Attentäterin ist keine andere als die bedeutendste Tageszeitung der Stadt, die „New York Times“. Ein paar Schlaupöten in der Redaktion ist die religiöse Wiedererweckung in der Wasserstraße doch gar zu böhmisches Vorgekommen, und sie haben sich auf Entdeckungstreifen begeben.

Schöne Dinge kommen da zu Tage. Es stellt sich heraus, daß John Allen für die Abtretung seiner Räumlichkeiten zu gelegentlichen Beständen von seinen offiziellen Amtskrüdern und ihren Geldegebern monatlich die Summe von 250 Dollar erhält. Allerdings übernimmt er dafür auch noch die Verpflichtung, samt seinem Personal bei der Andacht zu erscheinen und nach außen hin streng den Schein zu wahren: eine Zusage, die einzuhalten ihm dank seiner eckerlichen Erziehung und seinen früheren Gewohnheiten sicherlich nicht schwer fällt. Der „Rattenkönig“ hat sich mit der bescheidenen Summe von 150 Dollar begnügen



Von der zweiten Mittelmeerfahrt des „Graf Zeppelin“

Bild vom Lustschiff aus auf das Gelände der Ibero-amerikanischen Ausstellung in Sevilla, die demnächst eröffnet wird.

müssen, was immerhin auch einen Gewinn einbringt, da er den Zirkus ja nur in der freien Zeit hergibt und sich persönlich keinen Zwang aufzuerlegen braucht, während Hadden gar alles umsonst machen muß. Es schwebt nämlich gegen ihn die Klage bei dem Assisengericht wegen Erpressung gegen einen angesehenen Brooklyner Bürger, der sich einmal unvorsichtigerweise in sein Hotel verirrt hatte — und nur so hat der Matrosenmakler Aussicht, freizukommen.

Armer bedauernswerter John Allen! 350 Dollar sind selbst für die damalige Zeit keine allzu üppige Enttäuschung, sein einst

so beliebtes Institut aber vermag sich trotz heißester Bemühungen des Leiters nie wieder von dem Ruf der Anständigkeit zu erholen. Von nun an gilt Allen sowohl bei seinen Mitverbrechern wie bei seinen Kollegen von Ornat als „Unzuverlässig“ und „anrüchig“. Die Modedamen und auch die Herrenkundschaft bleiben weg. Das letzte, was man von dem frommen Bordell wirt und seiner Gattin hört, ist, als beide sich wegen Vercabung eines Seemanns um den elenden Betrag von fünfzehn Dollar vor Gericht verantworten müssen.

(Autorisierte Uebersetzung von M. Theising.)

Skaven, deren Lohn im Tod besteht

Strafen, die keinen Heller kosten — „Wir haben nur Neger ausgegeben“

Eine vernichtende Anklage gegen die Kolonialpolitik, die Frankreich in Nord- und Zentral-Afrika betreibt, enthält das kürzlich erschienene Buch des mutigen französischen Journalisten Albert Londres: „Ebenholz-Land“. In diesem Buch erzählt dieser „rasende“ und menschenfreundliche Reporter die furchtbare Leidensgeschichte der Neger, die unter die Herrschaft Frankreichs geraten sind.

Er enthüllt darin, daß die Neger aus Verzweiflung, soweit ihnen wenigstens das nackte Leben geblieben ist, in Massen aus Französisch-West- und Französisch-Äquatorial-Afrika auswandern. Diese beiden großen Kolonien zählten bis vor kurzer Zeit 20 Millionen schwarze Seelen. Während der drei letzten Jahre sind 600 000 Eingeborene nach der Goldküste ausgewandert, zwei Millionen sind nach Nigeria gegangen und 10 000 haben sich

in die Wälder der Elfenbeinküste geflüchtet.

Sie sind vor der Rekrutierung für die Armee Frankreichs geflohen, vor der Zwangsarbeit für den Straßen- und Eisenbahnbau und vor der Fron des Holzfällens.

Ueber 2 600 000 Eingeborene sind in drei Jahren „aus dem Schutze“ der französischen Flagge vertrieben worden. 13 Prozent der Gesamtbevölkerung der beiden Kolonien sind geflohen. 16 000 bis 17 000 Menschen haben jede Woche ihre alte Heimat verlassen, 2400 jeden Tag. Das muß eine der größten geschichtlichen Auswanderungen darstellen.

Die verlassenen Dörfer sind nicht mehr zu zählen,

so berichtet Albert Londres. Bei Mopti, auf dem Wege nach Timbuktu, bemerkt er die ausgezeichnete Straße. „Was für schöne Straßen! Sie sind um so bemerkenswerter, als sie uns auch nicht eine Kauri (Muschelgeld) gekostet haben, wir haben nur Neger ausgegeben. Sind wir denn so arm in Afrika? O nein! Der Gouverneur hat einen Reservefonds, ein Teil aus den Einkünften der lokalen Steuern, aus ich weiß nicht wie vielen Millionen. Reservefonds! Was für ein skandalöser Ausdruck in einem neuen Lande! Diese Hunderte von Millionen sollten zur Entwicklung des Landes aufgewandt und nicht in unseren alten National-Spartstrumpf gesteckt werden.“



Schmelings Herz t. o.

Auf der Rückreise nach der Heimat, hat Deutschlands Meisterboxer, Max Schmeling, sein Herz an die ischcho-amerikanische Filmschauspielerin Jarmila Radowa verloren. Man prophezeit eine baldige Verlobung.

Ein großer Reservefonds, aber keine Lastkraftwagen, keine einzige Dampfmaschine für die Straßen. Nichts als Neger und Negersinnen, von denen jeder einen Stein auf dem Kopfe trägt. In unserem Sudan, der Haute Volta und an der Elfenbeinküste gibt es 30 000 Meilen lange Straßen. Alles Material, um sie zu bauen, wurde auf Negerköpfen herbeigeschleppt. Da gehen 1000 Neger, einer hinter dem anderen. Sie sollen an dem Eisenbahnbau bei Tafree, in der Elfenbeinküstengegend, arbeiten. Bis dahin haben sie

einen 470 Meilen langen Weg.

Nahrungsmittel? Lieber Gott, die werden sich unterwegs schon finden. Die Karawane braucht einen Monat, um ihr Ziel zu erreichen. Sicherlich könnte man die Arbeiter dorthin in Lastkraftwagen befördern. Damit würden 20 Tage und sicherlich 20 Leben erspart werden. Aber soll man Lastkraftwagen kaufen? Reifen verbrauchen? Petroleum verschwenden? Dann nähme ja der Reservefonds ab. Der Neger ist ja noch fett genug.“

Da nun Londres die Reise landaufwärts von Dakar, dem Hafen unseres schwarzen Reiches, beschreibt, kommt er auf die Eisenbahn zu sprechen. „800 Meilen Eisenbahnlinie sind vorhanden“, sagt er, „das ist das größte Werk, das wir im schwarzen Afrika vollbracht haben. Wenn wir dankbar sind, so sollten wir mehr tun, als uns bloß vor dieser Leistung verneigen. Wir sollten Blumen bringen und sie auf den Weg streuen. Wir würden dann an jeder Schienenstrecke das Andenken eines Negers ehren, der für die Sache der Zivilisation gefallen ist.“ Er erwähnt eine Straße, auf der die Entfernung von den Steinbrüchen zu der Straßenbahnbaustelle ein Drittel einer Meile betrug. „Jeder Stein bedeutet, daß ein Neger zwei Drittel einer Meile gehen mußte.“

„Sklaverei?“ fragt er. „Ja, sie ist mit ministeriellen Erklärungen in Europa abgeschafft worden. Offiziell existiert sie längst nicht mehr, in der Tat besteht sie noch. Sklaven führen einen anderen Namen, aber

sie sind noch immer das Eigentum ihrer Herren, wie Kühe und andere Tiere, sie sind da geblieben, wo sie waren, d. h. bei ihren Besitzern.“

„Das schwarze Afrika“, so fährt Londres fort, „ist immer noch unfrei. Auf jeden freien Mann kommen 30 Sklaven. Aus ihnen wird die schwarze Armee rekrutiert und während des Krieges geschah es ebenso häufig als es nicht geschah, daß die Eigentümer ihre Söhnung an sich nahmen. Diese Sklaven sind auch Fronarbeiter. Sie graben Kanäle, sie bauen Eisenbahnen und Straßen, die ihnen Unterkunft, Nahrung und eine oder zwei Frauen geben. Und nach den alten Männern und Kindern werden auch die abgelebten Weiber zur Arbeit getrieben. Alles wird in Afrika aufgebraucht.“

Einer der erstaunlichsten Abschnitte in dem Buche von Londres ist der, in dem er das Leben der Holzfäller in den großen Wäldern beschreibt.

„Der Wald! Das schreckliche Königreich der Holzfäller! Dort hin gesandt zu werden, heißt zum Tode verurteilt zu sein! Es ist die Arbeit von Zuchthäusern.“

Sagt er und beschreibt, was er am Söhnungstage erlebte. „Zieh hat 77 Franken in einem Monat verdient. Seine Steuern belaufen sich auf 88 Franken, 40 Franken Kopfsteuer und 48 Franken für Befreiung von Zwangsarbeit. Nachdem Zieh einen Monat im Walde gearbeitet hat, steckt er mit 11 Franken in Schulden. Wenn der Neger zur Arbeit in die Wälder geschickt wird, was ja auch Zwangsarbeit bedeutet, wie soll er da anderwärts Zwangsarbeit verrichten? Dennoch muß er 48 Franken bezahlen, weil er gezwungen wird, an einem Tage zu arbeiten und nicht an einem anderen. „Jeannot“, ruft der Vorarbeiter. Niemand meldet sich. Jeannot ist tot. „Maoudi? Robert?“ Sie sind auch tot. Ein Monat des Leidens in den Wäldern und zur Bezahlung nur Schulden und der Tod!“

Und so beschreibt Londres die lagenhafte Stadt Timbuktu: „Ein Name klingt in der Unendlichkeit der Wüste. Timbuktu muß bald erscheinen. Ein Volk, das nichts besitzt, nichts, hat dennoch etwas anzubieten — eine Stadt mit einem klangvollen und romantischen Namen. Armes Ebenholzland! Die Weißen, deine Adoptivöhne, wollen dir noch einmal das Prestige einer Legende lassen, denn,

wenn sie hören, daß du nach Timbuktú gehst, so lachen sie dir ins Gesicht.

Ein Pilger, der nach Timbuktú will? Er galt für einen Dichter. Ein genügend schwerer Vorwurf in unserer Zeit. Es gibt keine Straße nach Timbuktú. Du reitest durch Wälder, in denen die spitzen Blätter dich in das Gesicht stechen. Diese Blätter sind wie Zahntöcher. Ein Land, das dir nichts zu essen anbietet, bietet dir Zahntöcher an. . . . Dann läßt du die Bäume hinter dir und kommst in eine große See aus Sand. . . . Plötzlich: Land! Timbuktú liegt vor dir ausgebreitet, mitten in seinen Schutzwällen, dem Wüstenland, wie ein extravaganter Maulwurfshügel, eine Masse grauer Erde, schlecht gebaut. . . . Abgesehen von sechs oder sieben antiken Gebäuden, rund um einen großen Badepfuhl aus Sand, besteht die Stadt aus Alleen, die zumeist verlassen sind, in denen die Häuser, Erde in Ruben, öfter schief als gerade stehen und in denen Banditen alle Hundert Meter weit aus sicherem Hinterhalt auf dich zu lauern vermöchten. . . .

Keine Blume, keine Brunnen; nichts aus Stein, alles aus Schlamm.

Es ist eine Stadt ohne Rasse, in der die Weißen ihre Mischlinge zurückgelassen haben und die Araber ihre reinen Schwarzen. Ein Schmelztiegel. Selbst die Moschee zerfällt. Was wird Mohammed zu Allah sagen? . . . Und das Schweigen des Plages! Aus seinem zerfallenden Schlamm steigt das berebte Schweigen Afrikas.

Die Kritik des mutigen Londres hat schon eine Wirkung gezeitigt. Der französische Kolonialminister hat seinem Reiche einen Besuch abgestattet und die Regierung hat eine „Karamane“ aus Deputierten und Journalisten organisiert, denen die beiden Kolonien gezeigt werden sollen. Man weiß, was solche „Karamanen“ mit nach Hause bringen. Entweder bewußte Lügen, oder sie haben Potemkinsche Dörfer gesehen!

Eduard Levi.

Spaziergang auf dem Meeresgrund

Ein Forscher unter dem Taucherhelm. — In den Tiefen des Stillen Ozeans. — Der seltsamste Schleimfisch der Welt. — Relativität unter Wasser.

Die Wunder der Meeresstiefen gewähren Sensationen, die nicht alltäglich und nur den wenigsten zugänglich sind; es gehört zu den Seltenheiten, wenn einmal — abgesehen von den Berufstauchern, die ja zu anderen Zwecken in die Tiefe steigen — ein Mensch die abenteuerliche Fahrt in die Unergründlichkeit wagt und von dem berichtet, was sich ihm „da unten“ bot, wo es nach des Dichters Wort fürchterlich sein soll. Der bekannte amerikanische Forscher William Beebe erzählt in seinem bei Brockhaus erschienenen Buch „Das Atoms-Abenteuer“ von den Erlebnissen, die er auf dem Grunde des Pazifik hatte. „Im Badeanzug“, schreibt Beebe, „steige ich die Leiter am Heß so weit hinauf, bis mir das Wasser an den Hals geht; ich muß mich aber in acht nehmen, nicht den Kopf naß zu machen. Nun hebt John den Helm; ich sehe mich noch einmal schnell nach allen Seiten um, hole tief Atem und schlüpfe hinein; sobald er fest auf den Schuttern sitzt, steige ich weiter abwärts.“ Solange ich den Kopf noch über Wasser habe, wuchert der Helm mit schier unerträglicher Schwere, aber sobald ich untertauche, weicht dieses Gefühl; er übt

mit all seinen Kleingewichten

nur noch einen sanften Druck aus, der gerade genügt, mir vollkommene Standfestigkeit zu gewährleisten. Inzwischen hat man die Pumpe in Gang gesetzt. Undeutlich huschen das Heß und die Wasseroberfläche beim Eintauchen an mir vorüber, unter Wasser bildet sich jedoch sofort ein klares Bild. Ich steige drei Sprossen tiefer, strede den Arm nach oben aus, und man gibt mir eine kurze Harpune oder einen Dreizack in die Hand. Auf der vierten oder fünften Sprosse drückt die Luft fühlbar an die Ohren, und ich schaffe mir durch Schluden Erleichterung. Im ersten Augenblick entsteht durch die aufsteigenden Luftblasen ein schwaches gurgelndes Geräusch; sobald der Helm sich ganz unter Wasser befindet, hört es auf. Ich klettere langsam weiter hinunter, wobei ich ab und zu schlude, bis ich die letzte Sprosse erreicht habe; mit einem Arm halte ich nun die Leiter fest und lasse mich gemächlich sinken, bis ich mit den Füßen leicht den Boden berühre. Sollte mir ernste Gefahr drohen oder die Pumpe etwas in Unordnung geraten, so brauche ich nur den Helm zu kippen, darunter hervorzutauchen und an die Oberfläche zu schwimmen. Das Wasser dringt nicht weiter als bis zum Hals, nur wenn ich mich vorwärts beuge, steigt es mir allmählich bis zum Mund. Das Wasser spritzt nicht und ich fühle keinerlei Druck.

Nun stand ich also mit den Füßen auf dem Grund. Ich blickte voll Eifer auf die Felsen und Fische ringsumher, aber ich fühlte eine leichte Enttäuschung. Ich atmete so leicht,

das Wasser um mich her

berührte mich körperlich nicht anders als wohlgeheizte Luft, ich blickte durch eine Glascheibe auf umhergeschwimmende Fische — alles, wie ich es hundertmal in unserem New Yorker Aquarium

Im roten Zaanland

Eine Hochburg der niederländischen Sozialdemokratie

Der am 8. April ausgebrochene große Streit in der Holzindustrie des Zaanlandes in Nordholland lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die dichtbevölkerten Industriegemeinden, die von Zaanendam an bis fast an den See von Alkmaar sich am Röhrichtkanal entlang erstrecken. Seit Jahrhunderten ist hier der Sitz zahlreicher Industrien, namentlich kleiner Werkstätten und Holzsägereien. Hier wohnt aber auch von jeher ein Proletariat, das sich seiner Kraft bewußt ist, wenn es um seine elementarsten Rechte geht. Der Hauptort dieses Gebietes ist Zaanendam, das heute etwa 30.000 Einwohner zählt. In Deutschland ist es besonders durch Vorhings Oper „Zar und Zimmermann“ bekannt geworden, die den russischen Zaren Peter als Arbeiter auf einer der Werften von Zaanendam darstellt.

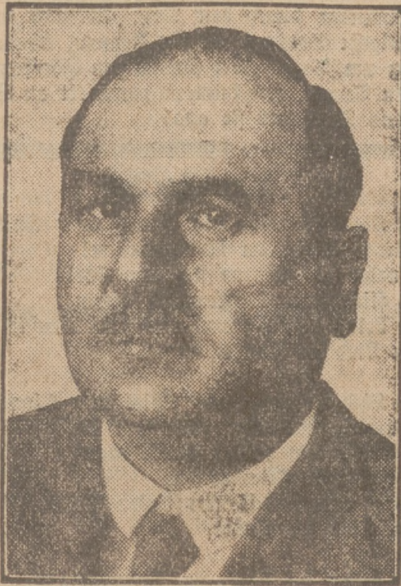
Es gewährt ein reizvolles Bild, wenn man im Zuge oder auf dem Dampfer durch das Zaanland fährt und überall auf den zahlreichen Wasserstraßen, die dieses Gebiet durchziehen, das Weideland plötzlich durch rauchende Schiffe, kleine Segler oder schwerfällige Rähne unterbrochen sieht. Das emsige Leben und der rastlose Rhythmus der Arbeit sind die eigentliche Schönheit des landschaftlich wenig bevorzugten Zaanlandes, das so echt holländisch im hellsten Sinne des Wortes ist.

Das rote Zaanland, wie die niederländische Sozialdemokratie das Städtchen stolz nennt, enthält den größten und wichtigsten Teil der zaanländischen Holzindustrie, und ungefähr 90 Prozent der in diesen Betrieben arbeitenden Holzarbeiter sind organisiert. Die riesigen Sägewerke beziehen ihr Holz aus Finnland und Schweden, und etwa von Mitte Mai ab wimmelt es im Hafen von skandinavischen Frachtschiffen, die das Holz in großen Mengen aus den Wäldern des Nordens herbeiführen. Das ist die eigentliche Sehenswürdigkeit der Stadt. Durch den

Streit wird jetzt zeitweilig dieses rege Leben und Treiben in den imposanten Hafenanlagen einer großen Stille weichen.

Das Zaanland hat aber auch noch andere Industrien. Die Zaandamer Ruchensfabriken, die Tausende von Arbeiterinnen beschäftigen, sind auch in Norddeutschland gut bekannt. Dann aber beginnen hier die großen Reisschälmaschinen, die sich bis nach Wormerwer hinauf erstrecken und in diesem Flachlande dem Landschaftsbild weithin sein Gepräge geben. Diese durchweg im modernsten Stil errichteten gewaltigen Fabrikgebäude mit ihren großen Speichern liegen alle fast unmittelbar am Wasser, so daß der aus Indien kommende Reis hier direkt zugeführt und das fertige Produkt auch auf dem Wasserwege wieder abgefahren werden kann. So ist das betriebame Zaanland durch tausend Häfen in den Weltmarkt verflochten und nimmt auch in der niederländischen Volkswirtschaft einen bedeutenden Platz ein.

Auch die Genossenschaftsbewegung ist hier, wo seit Jahr und Tag eine Arbeiterkultur aufblüht, gut entwickelt. In Zaanendam wie auch in den anderen Zaanlandgemeinden fallen dem deutschen Besucher überall die Konsumvereinsläden auf. Genossenschaftliche Bauvereinigungen haben sich hier ebenfalls vielfach beitätigt, und die von ihnen erbauten freundlichen Arbeiterwohnhäuser mit Vor- und Hintergärten heben sich wohlthuend von den älteren Miethäusern ab. In den Gemeinderäten nimmt im Zaanlande die Sozialdemokratie fast überall eine führende Stellung ein, und Zaanendam selbst hat in dem alten Vorkämpfer des Pazifismus und der Abriistung Teer Laan seit langem einen sozialdemokratischen Bürgermeister. Das Zaanland gehört zu den Hochburgen der niederländischen Sozialdemokratie, und wiederholt sind hier in der Vergangenheit große Klassenkämpfe ausgefochten worden.



Rundfunkkommissar
Staatssekretär a. D. Dr. Bredow

feierte am 1. Mai das Jubiläum seiner 25jährigen Tätigkeit im Dienste des deutschen Funkwesens.

getan und gesehen habe. Ich hatte nur das Gefühl, daß ich mich in einem sehr kleinen, etwas ungewöhnlichen, aber vollständig bequemen Raum befände, wo ich mir ein wundervolles Gefäß voll lebender Fische mit einem ausgezeichnet gemalten Hintergrund anschaute. Der Eintritt in diese langersehnte neue Welt war von keiner so gewaltigen Erschütterung begleitet gewesen, wie ich es mir vorgestellt hatte — trotzdem ich mich nicht erinnern kann, daß ich etwa sofortige Angriffe von Riesenhaien oder schleimige Verhürung durch schlängelnde Arme eines herannahenden großen Kraken erwartet hätte. Die Tatsache des körperlichen Wohlbefindens und die lebhafteste Erinnerung an die Aquarien in aller Welt hatten das Gefühl für die überwältigende Seltsamkeit des Ganzen getötet. Ich suchte mir einen bequemen Felsblock, setzte mich, schloß die Augen und sagte, getreu der empfangenen Lehre folgendes Sprüchlein auf:

„Ich bin nicht zu Hause,

bin in keiner Stadt und bei keinem Volke; ich bin weit draußen im Stillen Ozean, bei einer wüsten Insel und sitze auf dem Meeresgrund; ich befinde mich tief unter Wasser, an einer Stelle, wo noch niemals ein Mensch gewesen ist; es ist einer der bedeu-

tendsten Augenblicke meines ganzen Lebens; Tausende von Menschen würden viel dafür zahlen, würden größte Opfer bringen, um nur fünf Minuten das Gleiche erleben zu können.“ Das genügte. Ich öffnete die Augen und sah, kaum acht Zentimeter von meinem Gesicht entfernt, auf einem Felsvorsprung „den roten Stier von Rim“. Es war wirklich der seltsamste kleine Schleimfisch der Welt; er maß zwölf Zentimeter, bestand hauptsächlich aus Kopf, während der Schwanz gerade genügte, um ihn auf seinem Felsplatz in der Ruhelage zu erhalten. Seine lange Schnauze mit Nasenlöchern, die sich nach vorn erweiterten, und der breite, flache Kopf, der von zwei gebogenen Hörnern überlagert wurde, machten ihn in lächerlicher Weise einem Preissstier ähnlich. Er war dunkelschwarz mit goldbraunen Flecken an den Seiten, was noch zu dem Vergleich passen mochte, aber kein Stier ist über und über mit blauen und gelben Flecken und Fransen bedeckt (es sei denn, daß wir die grausamen Banderillos als Schmutz ansehen wollen). Mein Schleimfisch hatte silberne Augen, in denen purpurne Hieroglyphen glänzten, und als ich ihn ansah, blies er verächtlich ein Maulwoll Wasser gegen mein Fenster und verschwand.

Am schwierigsten war es, innezuwerden, daß ich wirklich nicht war. Es war die alte

Geschichte der Relativität.

Da ich ganz und gar naß war und nicht in die trockene Luft hinaufsteigen konnte, so fühlte ich die Kälte nicht. Ein Blick auf meine Finger, an denen sich echte Wassertropfen bildeten, genügte jedoch, um mich zu überzeugen! Ich streckte den Arm aus und griff auf den Felsen vor mir einen Seefern; als er langsam über meine Hand trock, kam es mir voll zum Bewußtsein, daß ich es mit einem frei lebenden Seefern zu tun hatte und nicht mit einem eigens für mich bereitgestellten Schaustück. Ein Mangel, der sich bei jeder Taucherunternehmung fühlbar machte, war die Unmöglichkeit, Notizen niederzuschreiben, es sei denn auf eine unzulängliche Schiefertafel; die Riesensülle von Ereignissen und interessanten Beobachtungen zerplatzte meine Aufmerksamkeit, so daß es sehr schwierig war, sich hinterher alles Gesehene und Erlebte in klarer Folge zu vergegenwärtigen. Ich hoffe, daß in Zukunft Abhilfe geschaffen wird, denn in dem Helm, den ich nach meinen Angaben anfertigen lassen werde, soll an der linken Innenseite, wo ja die Luft trocken bleibt, eine Art Badentafel angebracht werden, um eine Rolle Schreibpapier und einen Stift aufzunehmen.“

Wasserscheue Eisbären

Die Kinder der Tropen, die in unseren Zoologischen Gärten ihr Leben fristen müssen, scheinen uns in diesen Tagen sibirischer Kälte besonders übel dran zu sein. Aber die Folgen dieser Witterung sind nicht ganz besonders so schlimm, wie man vermuten mag. „Manchen tropischen Tieren scheint die Kälte nicht viel anzuhängen“, teilt Dr. Bevers nach seinen Erfahrungen im Vondoner Zoo mit. „Viele Affen benutzen trotz der grimmigen Kälte die Drehtür in ihrem Käfig und springen einige Zeit in der frischen Luft herum.“

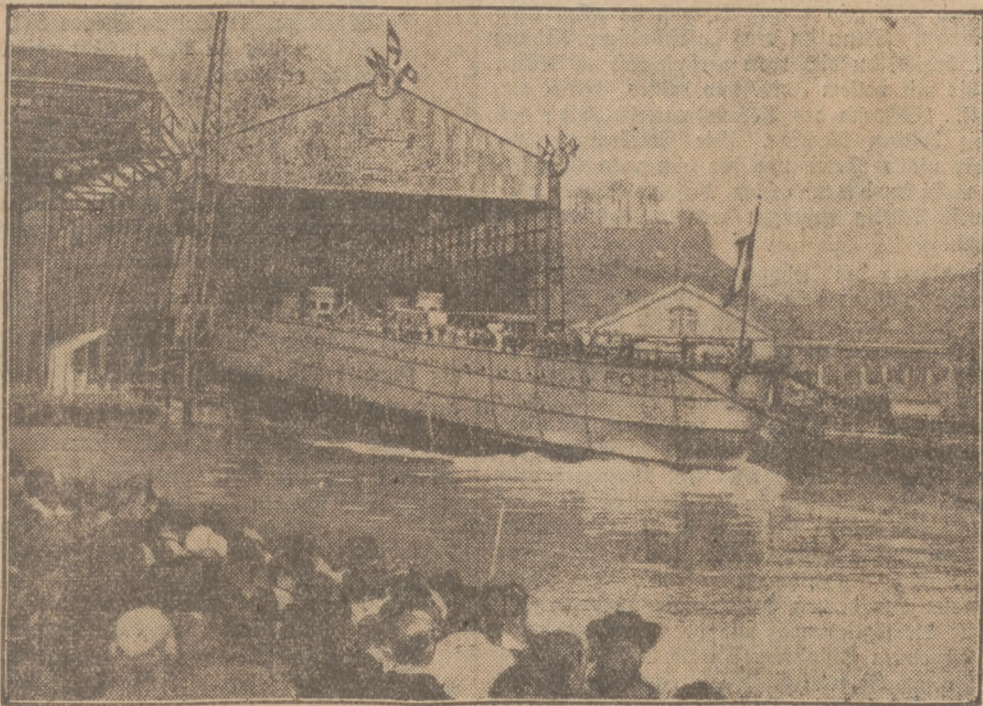
Besonders wertvoll sind gerade in dieser Zeit die ultraviolett Strahlen, die den Tieren die Lebensbedingungen bedeutend verbessert. So ist z. B. in dieser arktischen Kälte ein junges Bergzebra geboren worden. Diese Tiere können sonst sofort laufen, wenn sie das Licht der Welt erblicken, aber das junge Zebra war von der Kälte zunächst wie gelähmt. Ultraviolette Strahlen und Massage brachten es dann aber bald auf die Beine und es entwickelt sich unter dem Einfluß der ultravioletten Bestrahlung ausgezeichnet. Mit Elektrizität lassen sich die meisten Winterprobleme im Zoo befriedigend lösen. Manche Polarbären halten jetzt ihren Winterschlaf; so gibt es Bären, die den ganzen Winter über nur dann und wann aufwachen, um etwas Wasser zu trinken. Die Eisbären aber, bei denen man eine Vorliebe für kaltes Wasser annehmen sollte, weigern sich ganz entschieden in die eisige Flut zu steigen.

Nichts zu machen

Unererschöpflich sind die Wege über den Geiz der Schotten. Der neueste lautet: Zwei Schotten machten zusammen in der Schweiz eine Bergpartie; einer stürzte ab und hielt sich nur noch mit Aufbietung aller seiner Kräfte an einem vorspringenden Felsstück fest, während er über dem gähnenden Abgrund schwebte. „Lauf schnell ins nächste Dorf“, rief er seinem Gefährten in größter Not zu, „und hole einen Strick. Ich will mich solange festhalten, bis du mich heraufziehst. Mach' um Gottes willen schnell!“

Der andere verschwand eilends und kam nach einer Stunde wieder — ohne Strick.

„Nichts zu machen“, rief er dumpf dem Unglücklichen zu. „Die Bande im Dorf verlangte für einen Strick 20 Mark!“



Der Stapellauf des Kreuzers „Foch“

Des neuesten französischen 10.000-Tonnen-Kreuzers, in Brest. Die „Foch“ wird eine Geschwindigkeit von 33 Seemeilen entwickeln und eine Bewaffnung von acht 20,3-Zentimeter-Geschützen, sechzehn Zwillingsabwehrgeschützen, sechs Torpedorohren und zwei Flugzeugen haben.

Neue Ziele des Chorgefanges

Auf der Volksmusiktagung in Frankfurt a. M., veranstaltet vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin, hielt Prof. Dr. Friedrich Noack, der Dirigent unseres Darmstädter Volkschors, einen Vortrag über „Die Notwendigkeit neuer Zielsetzung für den Chorgefang“.

Noack wandte sich gegen die allzu sportliche Auffassung der Gefangspflege in den Männerchören. Er sprach von einer Wettstreit-Hychose, unter der ein großer Teil dieser Chöre zu leiden habe, und die er als ein ernsthaftes Hindernis für deren Fortwärtsschreiten bezeichnete. Kein Sonntag vergeht, so führte der Redner aus, wo es in unserer Gegend (Rhein und Main) nicht irgendwie zu Wortwechsel und Beleidigungen kommt, die sich die „Sangesbrüder“ nach mehr oder minder glücklichem Ausgang der Wettkämpfe an den Kopf werfen. Einer der Preisrichter, der alte Prof. Kargardt, wurde erst kürzlich sogar von Sängern, die sich in der Preisverteilung von ihm benachteiligt fühlten, blutig geschlagen. Noch viel schlimmer aber sind die geistigen Verwüstungen, die die Wettstreitfeuche in den Chören anrichtet. Da gibt es Vereine, die sich fünf Jahre auf einen Wettstreit vorbereiten: Man denke: jahraus, jahrein, wird ein und derselbe Chor geübt. Und keiner ist, der sich getraut, gegen solchen himmelschreienden Unsinn aufzutreten. Zu diesem rein sportlichen Interesse gesellt sich ein geschäftliches. Wer einen ersten Preis erringt (800, 1000, 1200 Mark und mehr!), geht erhobenen Hauptes nach Hause, wo die Verteilung der Beute vorgenommen wird. Der Dirigent erhält ein Drittel bis die Hälfte des gewonnenen Betrages. Fällt der Verein durch, so gibt man ausschließlich dem Dirigenten die Schuld, der alsdann abgepfiffen werden muß. Da einer den anderen zu überbieten sucht, muß in die zu singenden Wettchöre, die von Grund aus jumeist einfache Lieder sind, alles nur irgendwie Erdenkliche hineingehämmert werden. Die Kompositionen werden völlig unberechtigt erschwert; ein schwungvoller Handel wird mit ihnen getrieben. Nach Jahr und Tag halten solche zweifelshafte Chorwerke, nachdem sie bereits durch drei, vier Hände gegangen sind, Einzug in die kleinen, abgelegenen Ortschaften, weitabgelegen von den Städten, wo die ländlichen Chöre, die keinerlei andere Anregung erhalten, sich mit diesen unverständlichen Produkten abzuquälen haben. Hier ist es Aufgabe der großen Sängerbünde, beratend einzugreifen. Ist mir doch vor nicht zu langer Zeit ein Chor begegnet, der 60 Jahre ein beschauliches Dasein führte und erst heute sich entschließen konnte, auch einmal für sein Konzert einen Kritiker zu bestellen. Wer soll diesen abgelebten Chören helfen, wenn es die Bünde nicht tun? Die Berufsmusiker halten es aus Hochmut oder Bequemlichkeit für unter ihrer Würde, sich mit Männerchören zu befassen. So führen die Chöre ein trauriges Leben. Ohne jemals in der Singstunde ein freundliches Wort der Aufmunterung zu hören, werden sie im Kasernenhofen von einem „Feldwebel“ kommandiert, jahrelang geschurkelt und dreffiert. In den Konzerten stehen sie wie geängstigte Prügelknaben auf der Bühne. Soll es doch vorgekommen sein, daß in einem Verein, der kurz vor dem Wettstreit stand, der Dirigent seine Sänger regelrecht „verhauen“ hat. Was Wunder, daß solche getretene Kreatur ihrerseits die empfangene Prügel an den Herrn Wertungsrichter weitergibt, wenn sich alle vorher ausgefandene Plagerei („Tierschinderei“, sagt Noack) erfolglos erweist. Darf es uns wundernehmen, wenn in solchen Vereinen keine Freude, kein inneres Erleben und Mitgehen der Sänger einzuziehen vermag? Gelingt es wirklich einmal einem Dirigenten, ein erträgliches Konzertprogramm für seine Sänger aufzustellen und durch wertvolle Orchestervorträge verschandelt. Die Kritik, die wir an den Leistungen der Männerchöre üben, muß verschärft werden. Wir dürfen nicht müde werden, das Wertlose und Schlechte rückwärtslos bei Namen zu nennen und zu bekämpfen. Sieht man sich das Programm dieser Wertungsingen an, so wird man selten einem heiteren, lustigen Lied begegnen. Nur tragische Gesänge beherrschen die Vortragsfolge. Kanons, Chöre im polyphonen Stil fehlen vollständig. In der Wiedergabe der Gesänge fällt man von Extrem zu Extrem: ein Riesenor singt die „Korelen“, in vierfachen Pianissimo hebt es an: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, plötzlich bricht es im sechsfachen Fortissimo hervor: „ich glaube, am Ende verfallt...“ Kein Gesang mehr, ein Brüllen; aber das Publikum raft Beifall. Und dieser Unsinn greift um sich, einer hört es vom anderen. Der Humbug feiert Orgien, macht Schule. In all diesen Chören verfehlt der Dirigent das traurige Amt eines Papageienabrichters. („Stünde der Text nicht unter den Noten, die Sänger dieser Chöre würden nicht merken, ob sie das Notenblatt richtig oder verkehrt in der Hand hielten.“)

Noack kommt alsdann auf die gemischten Chöre zu sprechen. Er lobt die weitwichtige Politik des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes, der seinen Chören jede Beteiligung an Preisingen unterlag, auf Gründung von Frauenchören bedacht ist und in überaus dankenswerter Weise den Umbau von Männerchören zu gemischten Chören propagiert. Er geißelt die Kurzsichtigkeit des Deutschen Sängerbundes, der auch heute noch ausschließlich dem Männerchor huldigt und die gemischten Chöre boykottiert.

Der Männerchor, der sich nicht neue Ziele setzt und sich nicht energisch von den alten Ueberlieferungen losreißt, verheut die Jugend, die mit diesen Geistes nichts anzufangen versteht. Wie ein altes, gutes Möbel vererbe sich dieser Geist von Generation zu Generation; jeder kenne ihn, jedermann kenne seine Fehler; in jeder Feier immer und immer daselbe Lied. Wir aber müssen uns fragen wie wir unserem Singen neue Quellen erschließen, wie wir uns neue Ziele setzen, neue Begeisterung erneuen. Der Volkschor, der alle umfaßt: Männer, Frauen und Kinder, ist in Wahrheit als Instrument des Volkes anzusprechen.

Wie soll ich mich benehmen

bei den Versammlungen und Übungen meines Vereins? Räumlich darum handelt es sich. „Es ist Zeit“, sagte mir ein prominenter Vorstandsmitglied, „daß einigen Mitgliedern mal die richtige Benehmtheit schonend aber deutlich beigebracht wird. Unser Blatt muß mal etwas zur Hebung des guten Tones bringen.“ — Das wäre etwas für dich. — Eigentlich müßte man solche Vorstandsmitglieder, die derartige Mißgriffe machen, sofort abbauen. Also ans Werk. Schonend aber deutlich, so wird es gewünscht.

Du weißt, jeden Donnerstag um 20 Uhr üben wir in unserem Übungslokal. Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige, sagt ein altes Sprichwort. Ich weiß, du willst dir nicht gern den Anschein geben, doch du dich für einen König hältst

Arbeitergesang ist Klassenkampf!

Seht ihr, wie sie vom unerbittlichen Zeiger der Uhr, wie sie vom grellen Weckerklingeln in den engen Kammern aus den Betten heraus in den nebligen, noch finsternen Morgen hinausgetrieben werden? Wenn andere sich noch in wohligen Betten recken und strecken — da flutet das Heer der Arbeit den Fabriken zu. Da haften sie durch die Gassen, bleichen Angesichts, hohlwangig, mit halb oder ganz nüchternem Magen, schlecht bekleidet, Wind und Wetter oft schußlos preisgegeben. Da kommen Mütter, Väter mit einem Menschenbündel auf dem Arm, im Wägelchen, an der Hand — herausgerissen aus kindlich-süßem Schlaf, werden sie zu Bekannten „zur Aufbewahrung“ gebracht. Und hinter allen die Sklavenpeitsche des Unternehmertums; sie klafft auf die Rücken, ins Hirn, ins Herz, in alle Glieder der Eilenen ihr heinzigendes Lied: Spüte dich, spüte dich... der Zeiger der Uhr ist unerbittlich... und jede Minute zu spät kann Strafe bringen: Lohnkürzung, Entlassung... spüte dich, spüte dich!... Schneller werden die Schritte, sie werden zum Wettlauf mit der Sirene! Das Fabrikator nimmt Menschen auf, düstere Maschinen, stidige Luft empfängt sie, im finsternen Raum spielen Lichter ihre Strahlen auf Mensch und Maschine. Ein Hebeldruck — und beide sind zu einem Körper verbunden. Das Lied der Hämmer, Feilen, Sägen, Bohrer, Hobel, des Ambos, der Feuer und Maschinen tönt lärmend und zischend durch den Raum. Es singt dem Menschen zu: Wir schaffen mit an eurem fargen Lohn, wir freisen eure Seele, wir freisen euren Leib! Sie jagen einander durch den Tag: Mensch und Arbeit, sie jagen auf steinigem Boden Brot für Frauen, Kinder, Eltern, Geschwister, Tag um Tag! Mit schwierigen Kämpfen, schmerzenden Rücken, müden Augen, zerhämmert, zerrädert an Leib und Seele — so speit das Tagewerk sie aus!

Arbeiterlied

Das Lied ist mehr als Klang und Spiel!
O denke dran, du Arbeitermann!
Es nahm die Sterne sich zum Ziel
Und fleg zum Wolkenrand hinan
Und bring den Himmel uns zum Tausch!
Dein Lied sei Himmels!

Das Lied ist mehr als Spiel und Klang!
Es brause hin ohn' Raft und Ruh!
Das Lied aus deiner Seele drang
Du freier Proletariat du,
Schöpf' aus, des Leides tiefen Born!
Dein Lied sei Born!

Und wenn du singst du Arbeitermann,
Vergiß es nicht, vergiß es nicht!
Laß steigen hoch zum Himmel an,
Das Lied, das deine Ketten bricht;
Bis donnernd stürzt Zwing Uris Turm!
Dein Lied sei Sturm!

und pflegt deshalb nicht pünktlich zu kommen. Kommt du aber dennoch einmal aus Versehen rechtzeitig, so hast du vorzügliche Gelegenheit zur Kritik: z. B. daß die Übung nicht sofort beginnt. Du kannst dann mit einigen Bemerkungen über solche „Unerbörte Schlamperie“ den Vorstand höflich an seine Pflichten gemahnen. Uebrigens gibt dir schon der Eintritt in den Übungsraum Gelegenheit, deine persönliche Note in der Art des Umgangs mit Menschen zum Ausdruck zu bringen. Ein Mitglied von guter Gesinnung würde sich, wenn die Übung noch nicht begonnen hat, geräuschlos seiner Garderobe entledigen; nachdem er seine Zigarre oder Zigarette gelöscht hat, die Bekannten höflich begrüßen und sich an seinen Platz begeben. Hat die Übung jedoch schon begonnen, so wird er, wenn seine Stimme nicht gerade läßt, so geräuschlos wie irgend möglich seinen Platz einnehmen. — So das bejagte gestittete Mitglied.

Du, lieber Leser, mußt natürlich trachten, deine Erhabenheit über solchen veralteten Brauch deutlich zum Ausdruck zu bringen. Du betrittst den Übungsraum mit möglichst qualmen-der Zigarre oder Zigarette und in der Weise, daß dich jeder sofort bemerkt. Daß du vor Beginn der Übung erscheinst, würdest du selbst für zwecklos halten; es ist überhaupt etwas ganz besonderes, daß du nach zwei- oder dreimaliger Versäumnis da bist, denn du bist doch geistig so eingestell, daß du alles ohne besondere Übung kannst. Wenn du nach halbstündiger Übung dann ersiehnen bist, begibst du dich recht geräuschvoll an deinen Platz und forderst dir mit vollem Fortissimo deines schönen Organs ein Notenblatt. Während des Übungs unterhältst du dich recht eingehend mit deinem Nachbar. Die Erklärungen des Chormeisters sind dir nichts Neues und für dich recht überflüssig. Beim Singen mußt du darauf achten, daß die Piano- oder Pianissimostellen recht kräftig gesungen werden, damit dich auch jeder hören kann.

Sollte nach Beendigung der Übung noch eine Besprechung der Sänger stattfinden, so ist es dein gutes Recht als Mitglied, die Maßnahmen des Vorstandes zu bekämpfen. Es ist nun nicht gerade notwendig, Anregungen zu machen; die Hauptsache ist, daß das Bestehende herabgewürdigt wird. Mit Bescheidenheit kommt man nicht weit! Beim Austeilen von Freikarten usw. bemitleide dich stets, recht viele zu bekommen, und sollte bei Gelegenheit mal eine Runde fallen, dann trachte danach, daß du statt ein gleich zwei Glas Bier bekommst. Bei Konzerten muß es stets dein Bestreben sein, möglichst in der vorderen Reihe zu stehen, damit du als allein richtig singender deine falsch singenden Sangesbrüder beeinflussen kannst. Ein solches Verhalten trägt zum guten Gelingen des Programms mit bei. Auch kannst du vom Podium aus deinen Angehörigen ungeniert zu- nicken und anlächeln; womöglich noch mit der Hand zuwinken.

Wenn du dich an einem Ständchen beteiligen solltest, dann mußt du vor allen Dingen die vom Chorführer gewählten Chöre bekämpfen; denn dieser hat ja keine Ahnung, welche Lieder der Chor einwandfrei beherrscht. In dieser Bekämpfung lache nicht mit deinem Stimmumfang. Es ist überhaupt unverständlich, daß die Archivare so besorgt um das Notenmaterial sind. Wenn man die Noten wirklich mal vergessen hat und tage- oder wochenlang zerknittert in der Tasche herumgetragen hat, dann ist es doch wirklich nicht des Aufbegehrens wert, es läßt sich doch immer noch daraus singen. — Die Vorstandsmitglieder nehmen

Das sind die Menschen, die im Arbeitergesangsverein zusammenkommen. In ihrem Innern glimmt noch ein Funke, der zur flammenden Sehnsucht emporlodert, zu einem erquälten Aufschrei: Nicht nur Maschine, nein Mensch, Mensch wollen wir sein! Sie suchen ihre Seele im Lied. Wer aber gibt es ihnen? Note um Note, Takt um Takt, Lied und Lied muß eingemeißelt werden! Geduld des Leiters, Geduld der zum Lied kommenden, eiserner Fleiß der am Werk beteiligten, Opfer an Zeit und Geld — das ist der steile Pfad derer, die aus Sehnsucht heraus nach dem Künstlerleben streben und solches dem Arbeitsheere geben wollen, dem der Kapitalismus jahrzehntelang den Weg zur Kunst verammelte.

Diesen Weg freigelegt zu haben, das ist das Verdienst der Arbeiter-Sängerbewegung. Das ist ein Stück Klassenkampf um die Sozialisierung der Kunst. Dieser Kampf bedingt niedrige Eintrittspreise und damit Verzicht auf Gewinn, Verzicht auf Vergünstigungen als Vereinsmitglied. Opferbereitschaft im Dienst der Arbeiterklasse, im Dienst des Sozialismus! Das ist das Wirken der Arbeiter-Sänger. Das macht sie zufrieden mit dem ideellen Erfolg. Das läßt sie Dank sagen allen, die geholfen haben: den Besuchern, den Solisten, den Musikern, die in ihren Forderungen Rücksicht auf den niedrigen Eintrittspreis nehmen und den Arbeiter-Sängern ein Defizit ersparen.

Und der Dank der Arbeiter? — Geht als Singende in die Reihen der Arbeiter-Sänger! Frauen, Mädchen, Jugend, Männer, Kinder, kommt alle, um mitzuhelfen am Werk. Die Kunst dem Volke durch das Volk! Auch hier gilt das Wort: „dem ganzen Volke sei's gegeben, das ist das Ziel, das wir erstreben; mit uns das Volk, mit uns der Sieg!“

sich überhaupt allerlei heraus, diese Bonzen!

Wenn du zufällig bei der Agitation für den Chorgefang zu- gegen bist, veräume nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß Fußballspielen eine viel gesündere Betätigung ist als Singen, und daß Korken- und Statflubs mehr Unterhaltung bieten. Wenn die „Deutsche Arbeiter-Sängerzeitung“ zur Verteilung gelangt, veräume nicht, auch hier mehrere Exemplare zu er- langen, wenn es auch nicht gerade wegen des Inhalts ist; man braucht doch des öfteren im Haushalte ein Stück Papier.

So, lieber Leser, nun meine ich, dir in leicht verständlicher Form alle erforderlichen Anweisungen für ein tadelloses Be- nehmen als Mitglied gegeben und dich in dieser Beziehung mit einer mimosenhaften Feinfühligkeit ausgestattet zu haben.

B-n, Hbg.

Merkspruch für Sänger

In jedem Gesangsverein kommt es von Zeit zu Zeit vor, daß unter gewissen Sängern eine mehr oder weniger große Stimmigkeit, auf gut deutsch „Bummerei“ genannt, einreißt. Daß diese Elemente uns, den Dirigenten sowohl als den übrigen Sangesbrüder, oft manchen Kummer bereiten, brauche ich wohl den Eingeweihten nicht näher auseinander zu setzen. Da erhielt ich dieser Tage nachstehenden Merkspruch für Sänger. Er ge- fiel mir so gut, daß ich es für angebracht hielt, allen Sängern, auch denen, die es werden wollen, ihn durch die Zeitung zu übermitteln. Es wäre angebracht, daß jeder aktive Sänger ihn seinem Liederbuch zur steten Beherzigung einverleiben würde.

Der Merkspruch lautet:

„Veräume keine Übungsstunde“, denn dafür gibt es keinen Grund. Willst du ein rechter Sänger sein, so finde dich beizeiten ein. Begrüße kurz die Sangesbrüder, laß dann auf deinen Platz dich nieder. Chormeister kann nur einer sein, drum laß das Reden ihm allein. Wenns Zeichen kommt, dann singe du, sonst aber halt den Schnabel zu! Willst du dem Meister wohlgefallen, dann mußt du singen, nicht bloß lallen. Beachte alle Notenzeichen; du weißt, wir wollen was erreichen. Stier' nicht nur stets ins Notenblatt, der Taktstoch auch Bedeutung hat. Drum hoch den Kopf, mein Sangesbruder, sonst hält man dich für'n dummes P... Wenn du des Tabaks Sklave bist, steh zu, daß du dich nicht vergist. Halb elf fängst erst das Rauchen an, bezähme dich, du bist ein Mann. Wenn dir dies alles wohl gelang, dann hast du Freude am Gesang. Dann war dein Mühen nicht umsonst, du nährest dich der wahren Kunst. — Heinrich Steinbrecher, Chormeister, Hanau a. M.

Mitteilungen der Bundesleitung

Am Sonntag, den 30. Juni, nachmittags um 4 Uhr, findet ein Konzert aller Vereine aus Polnisch-Schlesien unter Mitwir- kung eines Musikorchesters statt.

Jede Arbeiter-Sängerin und jeder Arbeiter-Sänger sei daran erinnert, daß der künstlerische Erfolg nur eintreten kann, wenn vorher alle Proben besucht werden.

Der Bundesvorstand.

Lustige Ede

Seiters aus der Übungsstunde.

In einem unserer Vereine, dem als Übungsinstrument nur eine Geige zur Verfügung steht, mühte sich der Dirigent redlich, um dem Chor einen neuen schwierigen Akkord beizubringen. Dabe- erzählt er, daß sein Freund, der einen Kirchenchor leitet, es bes- ser hätte, denn dort wäre eine Orgel.

Am den Dirigenten zu trösten sagte ein Sänger schlagfertig und treuherzig: Nun wir werden auch eine kaufen?

des Vereins und deren Familien-Angehörigen zugänglich. Aufnahmegebühren können bei einem Jahresbeitrag und Eintrittsgeld von insgesamt 14 Floty an die Kasse der Bäder oder an den 1. Vorsitzenden, Paul Walczak, Katowice, ul. Kosciuszki 40, 2. Etage, gerichtet werden.

Illumination des Rattowitzer Stadtheaters. Anlässlich des morgigen polnischen Nationalfeiertages wird das Rattowitzer Stadtheater, ähnlich wie am Tage des 10-jährigen Bestehens Polens am 11. November, illuminiert. — Weiterhin beabsichtigt der Magistrat neben dem neuen Wojewodschaftsgebäude, anlässlich der Einweihung durch den Staatspräsidenten, mehrere Lampen zu installieren.

20 elektrische Bogenlampen für den Andreasplatz. Der Magistrat beabsichtigt in den nächsten Tagen, zwecks besserer Beleuchtung auf dem Andreasplatz in Rattowitz, 20 elektrische Bogenlampen auf Eisenmasten zu errichten. Die Stromzuführung erfolgt mittels Erdkabel. Die Ein- und Ausschaltung der Beleuchtungskörper findet automatisch statt.

Königshütte und Umgebung

Saboteure des Betriebsrätegesetzes! Die Hubertushütte Betriebsräte der Korfanten und Hirsche sabotieren das Betriebsrätegesetz wo sie nur können. Vor allen Dingen der selbstgewählte Obmann und Korfant Hefner und sein getreuer Pudel, der Hirsch Karuga. Seit einigen Monaten ist der Betriebsrat ohne vollständigen Ausschuss. Zwei Mitglieder der freien Gewerkschaften legten als Protest wegen der ungesetzlichen Ausschusswahl die Ämter als Ausschussmitglieder nieder. Im Betriebsrätegesetz heißt es aber, wenn auch nur 1 Ausschussmitglied sein Amt niederlegt, muß der Ausschuss neu gewählt werden. Dazu können sich aber Hefner und Karuga nicht entschließen, denn sie hängen um ihren Posten, die ihnen jedenfalls was einbringen, denn im Geschäftsmachen sind sie Meister. Seit Monaten hat noch keine Betriebsratsitzung stattgefunden, auch keine mit der Betriebsleitung. Von Belegschaftsversammlungen keine Spur. Die Betriebsleitung hat ihre Freude über die Saboteure und Hefner und Karuga führen allein das Wort zugunsten derselben, das beweisen die Zustände auf der Hubertushütte. Wir wenden uns hiermit an den Herrn Arbeitsinspektor als maßgebende Instanz, um auf der Hubertushütte dem Betriebsrätegesetz Achtung zu verschaffen und die Betriebe der Hubertushütte in Augenschein zu nehmen. Es wäre höchste Zeit. Betriebsratsmitglieder der freien Gewerkschaften.

Deutscher Volksbund. Mittwoch, den 8. Mai 1929, nachmittags 4½ Uhr, findet im weißen Saal des Hotels „Graf Reden“ in Königshütte, ul. Katowicka 7, die ordentliche Mitgliederversammlung für das Geschäftsjahr 1928 statt. Tagesordnung: 1. Geschäftsbericht, 2. Kassenbericht, 3. Entlastung des Vorstandes, 4. Wahl von Delegierten zur Mitgliederversammlung des Hauptvorstandes Katowice, 5. Verschiedenes. Einlaß nur gegen Vorzeigung des Mitgliedsausweises.

So wird's gemacht. Durch die schwere Lebenslage hat die Arbeiterschaft auch die Lust zu den nationalen Feierlichkeiten verloren. Zu was soll man da heute „Hurra“ oder „Niech żyje“

Spiel und Sport

1. Mai-Geländelauf der Arbeiterportler.

Herrlich lachte die 1. Maiensonne und das prächtige Wetter schenkte uns einen herrlichen Tag, um zu sehen wie die Arbeiterportler ihren ersten Geländelauf bestreiten werden. Um 7 Uhr früh sammelten sich an die 50 Sportler und Sportlerinnen im Südpark. Die Zahl war zwar nicht groß. Dafür fanden sich mehr Zuschauer am Start ein und verfolgten mit großem Interesse den Verlauf der „roten Sportler“. Die Beteiligung der Sportler war aus beiden Lagern ungefähr die gleiche. Kurz vor dem Start gab der Gen. Kern den Läufern einige herzliche Worte mit der Hinweisung und dem Streben des Arbeiterportles mit auf den Weg. Die Ergebniszeiten der einzelnen Läufer kann man nicht beurteilen, da die einzelnen Strecken nicht genau ausgemessen wurden, doch sind dieselben für nicht sehr in Leichtathletik sowie zum erstenmal an einem Lauf teilnehmende Sportler als gut zu bezeichnen. Die einzelnen Ergebnisse sind folgende:

Sportlerinnen, 1000 Meter: 1. Wd. Konieko (Freie Turner Rattowitz), 2. Helene Urbanski (1. Robotniczy Klub Sportowy Rattowitz), 3. Sawicki (F. T. A.), 4. Hed. Urbanski (1. R. A. S.), 5. Mikodem (F. T. A.).

Sportler unter 18 Jahren, ca. 2000 Meter: 1. Kermer, 2. Jania, 3. Albrecht (alle drei von der Arbeiterjugend Rattowitz), 4. Wanka (F. T. A.).

Sportler ca. 3500 Meter: 1. Urbanski (1. R. A. S. Rattowitz), 2. Broma (T. B. Naturfreunde Rattowitz), 3. Smieja (F. T. A.), 4. Regulecki (1. R. A. S.).

Zum Andenken an den Maienlauf bekamen die ersten drei aus jeder Gruppe, bei der Abendveranstaltung, ein Diplom. Unsere Hoffnung ist, das die Arbeiter, die jetzt die bürgerlichen Vereine jagen, sich eines besseren besinnen werden und bald die Reihen der Arbeiterportler unterstützen werden und lernen werden, daß der Arbeiterport nur der Gesundheit dienen soll und nicht wie es im bürgerlichen Lager üblich ist, daß der Sportler nur so lange gut ist, wenn er den Sport wie eine Maschine betreibt, aber wenn sie ausgepumpt ist, kommt sie ins alte Eisen, trotz ihrer aber leider schon wenig kaputten Jugend. Darum soll die Parole für alle Arbeiter in bürgerlichen Vereinen gelten: Hinein ins Arbeiterportlager, wo wir unsere Kräfte ohne Rekordjagd unter Brüdern messen können.

Sport am 3. Mai.

Auswahlspiel Polnisch-Oberschlesien — Groß-Rattowitz.

Am 3. Mai findet, nachmittags um 3 Uhr, auf dem Pogonplatz in Rattowitz ein Übungsspiel zwischen obigen Gegnern statt. Die Mannschaften stehen wie folgt:

Oberschlesien: Spallet (1. F. C.); Ruch (Ruch), Heidenreich (1. F. C.); Duda (M. A. S.), Bielorz (06 Jalenze), Dembski (Slonsk Schwintochowitz); Raluga (Ruch), Geisler (1. F. C.), Rebusione (M. A. S.), Sobota (Ruch), Spruh (Slonsk Schwintochowitz); Mrozel (Slonsk), Gonsior (Ruch), Pazurek (Pogon Rattowitz), Mocheld (M. A. S.).

Rattowitz: Rapierski (Domb); Rabot (Diana), Kamieniecki (Pogon); Wojczal (Naprzod Jalenze), Dylong (Kolejowy), Demut (Domb); Kzyshon, Romak (Kolejowy), Malik (Pogon), Krist (Polizei), Lamozil (Jalenze 06). Erloß: Blaszczak (06), Grzebelus (Domb), Kiefler (Polizei).

Landesliga.

In der Liga findet nur ein einziges Spiel am 3. Mai statt und zwar: Touristen Lodz — Pogon Lemberg.

Wanderung der Landesliga-Tabelle.

1. Serie.

5. Mai: 1. F. C. — Warta, Legia — Crakovia, Czarni — Polonia, Wisla — Garbarnia.

9. Mai: Warzawianka — Touristen, Wisla — Czarni, L. A. S. — Garbarnia, Warta — Legia.

19. Mai: Crakovia — Warta, Ruch — 1. F. C., L. A. S. — Touristen, Legia — Polonia.

20. Mai: Garbarnia — Warta.

26. Mai: Legia — 1. F. C., Wisla — Polonia, Pogon — Czarni, L. A. S. — Crakovia.

30. Mai: Garbarnia — Legia, Warzawianka — Pogon, Touristen — Czarni, 1. F. C. — L. A. S., Ruch — Wisla.

9. Juni: Warzawianka — L. A. S., Crakovia — Wisla, Warta — Polonia, Pogon — 1. F. C., Ruch — Czarni, Touristen — Legia.

16. Juni: Warzawianka — Legia, Warta — Wisla, 1. F. C. — Czarni, Garbarnia — Crakovia.

28. Juni: Touristen — Ruch, Warta — L. A. S., Czarni — Garbarnia, Polonia — 1. F. C., Crakovia — Pogon.

29. Juni: Czarni — Warta, Wisla — Touristen.

30. Juni: Garbarnia — 1. F. C., Pogon — Warta, Warzawianka — Crakovia.

7. Juli: Ruch — Warzawianka, Czarni — Legia, Crakovia — Touristen, Polonia — Pogon.

14. Juli: Ruch — Polonia, Wisla — 1. F. C., Warzawianka — Garbarnia, Czarni — L. A. S.

21. Juli: Czarni — Warzawianka.

Siemianowitz

Schulanmeldungen. Die Neuanmeldungen für die polnischen Volksschulen werden am 4., 6., 7., 8., 10 und 11. Mai, in der Zeit von 4—7 Uhr nachmittags, bei den einzelnen Schulrektoren vorgenommen. Zur Anmeldung gelangt der Jahrgang 1923. Der Termin zur Anmeldung für die Minderheitschulen wird noch bekannt gegeben.

Gefährliches Gift. Da die Besitzer von Federvieh die Verordnung der Gemeinde, die Tiere von Saatflächen und Rasenplätzen entfernt zu halten, nicht befolgen, hat die Gemeinde Siemianowitz vergiftete Samenreien gestreut. Für den Schaden, welcher den Besitzern von Tauben und Hühnern durch diese Maßnahme entsteht, haftet die Gemeinde nicht.

Mit dem Grenzausweis seines Freundes wurde ein gewisser P. aus Michalowitz, an der Grenze nach Preußen D.-S., gestellt. Die Grenzpolizei verlangte außer der Bescheinigung noch einen anderen glaubwürdigen Personalausweis. Da dieser nicht vorgelegt werden konnte, mutmaßte die Polizei eine Schiebung. Nachforschungen bestätigten die Vermutung und beide Beteiligten wurden mit je 50 Floty Geldstrafe belegt, wozu noch die anderen Unannehmlichkeiten hinzukommen.

Biehmärkte. Am 7. Mai finden in den Städten Lublink und Rybnik Biehmärkte nur für Pferde und Rinder statt. Die Verkäufer haben die polizeilichen Verkaufsbefehle mitzubringen.

Eltern!

Vom 4. bis zum 11. Mai sind nur die Anmeldungen für die poln. Schule. Kinder für die Minderheitschule sind später anzumelden

Der Anmeldetermin wird in der Zeitung bekanntgegeben werden.

Der Höllendoktor

(Die Fortsetzung des weltberühmten Romans: „Die Mission des Dr. Fu-Mandschu“).

Von Sax Rohmer.

10)

Nun sahen wir im Finstern und beobachteten die Gruppe der neuen Ulmen. Heute leuchtete der Mond ziemlich ungemindert. Geheimnisvolle Einsamkeit lag um Mitternacht über Chaussee und Anlagen, und abgesehen von der Straßenbahn, die zu bestimmten Zeiten vorüberfuhr, konnte die Umgebung eine treffliche Bühne für ein düsteres Drama bilden.

Die Zeitungen hatten über die Tragödie nicht das Geringste verlausbart. Weder Detektive noch uniformierte Beamte waren in Bewegung gesetzt. Denn Nayland Smith begab die Ansicht, daß die übertriebene Veröffentlichung der früheren Handlungen Dr. Fus, im Verein mit der manchmal etwas schwerfälligen Mitarbeit der Polizei, nicht wenig zu den Erfolgen des Chinesen beigetragen hatte.

„Nur eines ist zu befürchten“, raunte mein Freund in die nächtliche Stille. „Möglicherweise ist er zu einem zweiten Versuch nicht genügend vorbereitet.“

„Warum?“

„Da er erst seit kurzem wieder in England weilt, könnte seine Giftmischerei augenblicklich beschränkt sein.“

Am Spätnachmittag hatte ein kurzes, heftiges Gewitter gewütet, mit tropenartigem Regenguß, und noch immer segten Wolkenfetzen über das Firmament. Durch einen freien Spalt lugte der Mond. Seine Scheibe strahlte in grünlicher Färbung, und das brachte mir die häutchenüberzogenen grünen Augen unseres asiatischen Gegners in schauerlicher Erinnerung. Die Wolkenwand baß, und ein magischer Silbersee breitete sich jetzt bis an den Rand des Gehölzes, wo er an einem Schattenufer endete.

„Dort ist es, Petrie!“

Die Finsternis gebot ein Zerlicht. Langsam wuchs es, schaukelte mählich in die Höhe und verglomm.

„Nimm deinen Revolver, Petrie! Auch ich habe einen. Gönne mir mindestens zwanzig Meter Vorsprung, sonst wird man vielleicht keinen Ueberfall wagen. Sobald ich aber unter den Bäumen bin, schließt du dich mir an.“

Smith stürzte nach den Anlagen. Das Licht erschien nicht wieder, und als mein Freund sich nach den Ulmen begab, fragte ich mich bang, ob er wirklich wisse, was für ein graufiges Wesen sich dort verborgen halte. Seine Anweisung, mich im Hintergrund zu bergen, begriff ich durchaus. Fu-Mandschu oder seine Kreatur würde in Unwissenheit eines Zeugen nichts unternehmen. Aber wir waren uns klar, daß das mörderische Werkzeug, das im Ulmenwäldchen auf Beute garte, seine schreckliche Aufgabe ausführen und, ohne Aufschuß zu geben, spurlos verschwinden konnte. Hatte nicht Forsyth ein fürchtbares Ende gefunden, obwohl Smith und ich kaum zwanzig Meter von ihm entfernt waren?

Kein Lüftchen regte sich, als mein Freund, mir voraus — denn ich hatte meinen Schritt gehalten —, den ersten Baum erreichte. Frei streute der Mond seine Helle. Von dem silbrigen Lichtfeld unter der Baumgruppe hob sich Smiths Gestalt silhouettenhaft ab. Jetzt blühte er hoch.

„Vorwärts!“ warnte ich und starrte nach den Bäumen, um mich ihm zuzugeseilen.

Mit lautem Schrei sprang er von dem Lichtfeld fort. „Zurück, Petrie!“ schrie er. „Zurück!“

Mit gesenkter Schulter verließ er mich einen Stoß, der mich taumeln ließ. Zugleich mit seinem erregten Ruf hatte ich Anaden von brechendem Gezweig über mir vernommen. Und als wir in den Schatten stolperten, schien es, daß sich eine der Ulmen herabneigte, um uns zu berühren! So wenigstens bot sich das Phänomen meinem Verstand in jenem flüchtigen Augenblick, während Smith mit einem Warnungslaut mich zur Seite rief.

Und nun ward die Wahrheit offenbar. Mit beständigem Knack kürzte ein großer Ast herab. Ein durchdringender, grauenhafter Schrei, gefolgt von erstiktem Necken...

Der Schuß aus Smiths Revolver in nächster Nähe vollendete meine Verwirrung. „Verfehlt!“ knirschte er. „Schieß es nieder, Petrie! Zur Linken! Um Gotteswillen — triff genau!“

Ich wirbelte herum. Ein geschmeißenes schwarzes Wesen strich an mir vorüber. Ich feuerte — einmal, zweimal. Ein neuer einander Todeschrei erhöhte die Zurchtbarkeit der Szene.

Nayland Smith richtete den Strahl seiner Taschenlampe auf den gefallenen Ast. „Hast du es getötet, Petrie?“

„Ja, ja!“

Ich stand an seiner Seite. Aus dem Gewirr von Blättern und Zweigen stierte eine abstoßende Chinesenfrase, die Jüge verzerrt im Todeskampf, die boshaften Augen in Haß erstarrt. Mit gebrochenem Rückgrat lag der Mann unter dem schweren Ast begraben und verhauchte vor unseren Augen seinen letzten Seufzer.

„Die heidnischen Götter kämpfen auf unserer Seite“, sagte Smith in sonderbar feierlichem Ton. „Ulmen haben die gefährliche Gewohnheit, bei ruhigem Wetter Äste abzuwerfen — besonders nach einem Sturm. Pan, Gott des Waldes, hat mit dieser Ulme ein Werk gerechter Vergeltung geübt!“

„Ich begreife es nicht. Wo lauerte der Ast?“

„In dem Baum — auf jenem Ast, der herabsiel, Petrie! Deshalb hinterließ er keine Fußspuren. Gestern nacht entkam er vermutlich dadurch, indem er sich nach Westen von Ast zu Ast schlang, um auf der anderen Gehölzseite herabzugleiten und das Freie zu gewinnen. — Und das zauberhafte Licht? Schon heute morgen hätte ich es dir erklären können. Es ist sehr einfach: Von einem langen Docht oder Strid, mit Spiritus oder Aethern getränkt und hinter einem Baumstamm angezündet, wurde das Ende auf den Boden hinabgelassen. Schwand man es nun umher, so stieg natürlich die Flamme empor. Ich fand die unverbrannten Reste des in der vorigen Nacht verwendeten Dochtes unweit von hier.“

Ich blüde auf Fu-Mandschu Diener, den gelben Toten in den Ulmenblättern. „Eine Art Lederlack liegt neben ihm“, stellte ich fest.

„Ja. Darin befand sich sein tierisches Mordwerkzeug, das er später hinausließ.“

„Was ließ er hinaus?“

„Was deine begaubernde Freundin heute morgen zurückholte wollte!“

„Quäle mich nicht! Ist es ein Vogel?“

„Du hast die Mause auf Forsyths Körper gesehen, und ich erzählte dir von denen, die ich hier auf dem Boden entdeckte.“

„Krallen! Ich dachte es mir. Aber was für Krallen?“

„Die einer giftigen Kreatur. Ich fing die gestern benutzte ein, tötete sie — gegen meine Absicht — und begrub sie auf der Insel. Sie nahm Abstand, sie einfach in den Teich zu werfen, weil vielleicht ein jugendlicher Fächer sie herausziehen und eine Schramme davontragen könnte. Ich weiß nicht, wie lange die Krallen ihre verderbliche Wirkung bewahren.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Ritualmordmärchen geht um

Die Kinderschreie aus den Nebenräumen — Es wird viel geredet — Die Kriminalpolizei greift zeitig ein

Am 24. März wird in einem kleinen Ort Bayerns ein fünfjähriges Kind vermißt. Am Spätabend findet man es im Walde mit durchschnittener Kehle. Bevor die zur Aufklärung der Bluttat gerufene Polizei ein Ermittlungsergebnis bekanntgibt, sind die Nationalsozialisten bereits mit ihrem Urteil fertig. Das blonde Kind ist dem „jüdischen Blutmord“, dem „Ritualmord“ zum Opfer gefallen. Der Münchner Nationalsozialist Streicher, neben dem Berliner Goebbels, einer der übelsten antisemitischen Propagandisten, verkündet die Mär von dem Ritualmord in seinem „Der Stürmer“. Das Berliner Schwesterblatt „Der Angriff“ schlägt in dieselbe Kerbe, freilich in etwas vorsichtigerer Form: „Die Zeit vor Ostern gilt allgemein als die Zeit, in der Ritualmorde häufig verübt werden...“, so heißt es im Berliner Nationalsozialistenorgan.

Der wahre Sachverhalt der beklagenswerten bayerischen Kindertötung ist mir unbekannt, auch kenne ich nicht das Ergebnis der polizeilichen Ermittlungstätigkeit. Ich kann daher zu dem neuesten „Ritualmord“-Fall nicht Stellung nehmen, da ich — im Gegensatz zu den nationalsozialistischen Federhelden — gewohnt bin, nur über Dinge zu reden und zu schreiben, von denen ich etwas Positives weiß. Die Kindstötung in Bayern gibt mir aber Veranlassung, aus meiner Berufspraxis einen Fall mitzuteilen, der ebenfalls Stoff zu Ritualmordgerüchten bot. Erst vor knapp zwei Jahren ereignete sich dieser Fall in Berlin. Er lehrt, wie schnell und leicht Ritualmordmärchen entstehen...

Bei der Berliner Kriminalpolizei erscheint die Stütze einer in Berlin wohnenden Frau und erstattet Anzeige über „fremde Leichengerüche“. Die Stütze und ihre Brotherrin (nennen wir die letztere Frau W.) hätten diese Gerüche seit sechs Wochen, stets zur Nachtzeit wahrgenommen. Hauptächlich in den Morgenstunden von drei bis vier Uhr seien die Gerüche bemerkt worden, und zwar derartig stark, daß Hausfrau und Stütze, die beide bei offenen Fenstern schliefen, wiederholt wach geworden seien.

Die Kriminalpolizei geht sofort an die Befichtigung des Grundstückes. Frau W., die Stütze sowie die Portierfrau werden zur Befichtigung hinzugezogen. Als man im Hauskeller nichts Verdächtiges findet, weist Frau W. darauf hin, daß die Gerüche vielleicht aus der Dampfheizung des nebenan liegenden Hauses stammen könnten. Sie fügt hinzu, daß sich dort Schulräume einer jüdischen Schule befänden, und deutet an, daß in diesen Räumen vielleicht Ritualmorde begangen würden. Die Kriminalpolizei setzt sich umgehend mit dem Schuldienster, einem Christen, in Verbindung und stellt fest, daß die betreffende Dampfheizung, die sich unmittelbar

neben den Wohnräumen des Schuldiensters

befindet, stets nur bis drei Uhr nachmittags in Tätigkeit gesetzt wird. Die nächtlichen „Leichengerüche“, über die Frau W. und ihre Stütze klagen, können also unmöglich von der Dampfheizung der Zehnjahrschule ausgehen. Daraufhin stellt die Kriminalpolizei zunächst ihre Ermittlungen ein und gibt der Anzeigenden auf, dem Polizeirevier sofort Kenntnis zu geben, wenn die Gerüche wieder auftreten, damit dann sofort der Sache nachgegangen werden kann.

Wenige Tage später erscheint Frau W. wieder bei der Polizei und teilt folgendes mit: Am Nachmittag sei ihre achtzehnjährige Tochter zu ihr ins Zimmer gekommen und habe ihr aufgeregt erzählt, daß sie soeben in der gegenüberliegenden Wohnung Kindergewimmer und Kindererschreien wahrgenommen habe. Dieses Gewimmer habe sich „furchtbar angehört“. Frau W. fügt hinzu: sie, ihre Tochter und ihre sämtlichen Hausangestellten hätten auch in den letzten Tagen wieder den „furchtbaren, entsetzlichen Leichengeruch“ wahrgenommen. Am stärksten sei er vergangene Nacht gegen 2½ Uhr gewesen. Die (Frau W.) habe aufstehen und ihr offenes Fenster schließen müssen, da es sonst in der Wohnung nicht mehr auszuhalten gewesen sei. Beim Herausgehen aus dem Fenster habe sie die Wahrnehmung gemacht, daß der Geruch aus der ihr gegenüberliegenden Wohnung komme. Und weiter erzählt Frau W. der Polizei: Vor etwa zwei Monaten, als sie gegen 2 Uhr nachts nach Hause gekommen sei, habe sie

von oben ein schreckliches Kinderschreie gehört.

Wörtlich sagt Frau W.: „Es hörte sich an, als ob dem Kinde bei diesem Schreie der Mund zugehalten wurde.“ „Jetzt.“ — so fährt Frau W. fort, „komme ihr diese frühere Wahrnehmung im Zusammenhang mit den neuen Beobachtungen sehr verdächtig vor, umso mehr, als ihre Stütze schon öfters in der oberen Wohnung Kinder herumlaufen gehört habe, andererseits aber durch Befragen der Portierfrau festgestellt sei, daß die Inhaber der oberen Wohnung keine Kinder hätten. Der Inhaber der oberen Wohnung sei ein Ausländer.“

Die 18jährige Tochter wird dann von der Polizei vernommen und bestätigt die Angaben ihrer Mutter: Sie habe tatsächlich in der oberen Wohnung ein „Entsetzliches Kinderschreie“ gehört. Ihr sei es vorgekommen, als ob jemand gestöhnt habe. Auch die „ekelhaften Gerüche“ habe sie selbst wahrgenommen.

Die jetzt von neuem gehörte Stütze weiß noch mehr. Sie hat in der mysteriösen Wohnung vor etwa acht Tagen Kinder herum-

laufen und Weihnachtslieder singen gehört. Sie erzählt von neuem von den „schrecklichen Gerüchen“.

Eine weitere Hausangestellte der W. bestätigt deren Angaben ebenfalls. Sie habe in der oberen Wohnung schon öfters Kinder herumlaufen hören und habe den Geruch — sie charakterisiert ihn als „föhllich“ — ebenfalls wahrgenommen.

Die Kriminalpolizei, die alle Erzählungen der Frauen mit der gebotenen Vorsicht aufnimmt, und insbesondere die Andeutung über Ritualmorde von vornherein ins Reich der Phantasie verweist, geht jetzt den Dingen auf den Grund. Sie unterzieht die geheimnisvolle obere Wohnung einer Durchsuchung. Belastungsmaterial findet sich hierbei nicht, wohl aber kommt man der Aufklärung des Falles schon einen ordentlichen Schritt näher.

Der Wohnungsinhaber, tatsächlich ein Ausländer — ein Engländer — besitzt eine Hausdame. Diese hatte vor Weihnachten einen achtjährigen Knaben von außerhalb zu Besuch. Die Angaben über das Laufen, Singen und Weinen eines Kindes finden also ihre harmlose Aufklärung und sind durchaus vereinbar mit der beim Portier getroffenen Feststellung, daß die betreffende Wohnung Kinder im allgemeinen nicht beherbergt.

Die weiteren Ermittlungen der Kriminalpolizei bringen dann auch schnell, noch am gleichen Tage, des ganzen Rätsels Lösung. Unter der Wohnung der Frau W. wohnt ein alter Herr K., der stark asthmaleidend ist und aus diesem Grunde, so bald er einen Anfall bekommt, eine sogenannte „Räucherkur“ vornimmt.

Unglücklicherweise hatte nun dieser alte Herr während der letzten Wochen seine Anfälle gerade immer des Nachts. Nach der Kur pflegte er seine Fenster zu öffnen, und der unangenehm riechende Qualm stieg dann zu Frau W. empor und drang unheimlich in ihr Schlafzimmer.

Bevor die Kriminalpolizei die Akten über diesen geheimnisvollen „Ritualmord“-Fall beiseite legte, ging sie noch näher der Persönlichkeit der Frau nach. Da erfuhr sie dann, daß die Dame nicht nur im Hause als hysterisch galt, sondern daß sie auch bei dem zuständigen Polizeirevier und ebenso bei derjenigen kriminalpolizeilichen Dienststelle, die für die Bekämpfung des Märdchenhandels zuständig ist, durchaus nicht unbekannt war. Frau W. gehörte zu dem nicht seltenen Personenkreis, der leichtfertig die Polizeibehörde mit haltlosen Anzeigen zu behelligen pflegt.

Der alte Droschkentutscher

Von Max Bernhardt.

Tschinow ist eine große Stadt, in der Automobile flinken und elektrische Bahnen unter und hoch über der Erde sausen. Tschinow aber ist noch immer ein Dorf, eine Stunde weit von Tschinow gelegen.

Wer nach Tschinow reisen will, muß in Tschinow aus der Bahn steigen und sich in eine Pferdewagen setzen, die viermal am Tage die große, schöne Stadt mit dem ländlichen Dorfe verbindet. Es ist eine alte Droschke mit alten Pferden und einem alten Kutscher, der auf dem Kutschbode weißhaarig geworden ist. Dieser Kutscher allein ist so alt wie Wagen, Pferde und Geschirrzug zusammen.

Vom Bahnhof Tschinow geht es über eine endlose Chaussee, die von der Wohlhabenheit der schönen Stadt erzählt. Plötzlich aber führt sie eine Wendung aus und gabelt sich in einen geheimnisvollen Sandweg, der sich in einen würzig duftenden, schattigen Wald verliert, und in eine recht gewöhnliche, alte holperige Landstraße, die natürlich schnurstracks nach Tschinow führt.

Viermal am Tage rollt der alte Stellwagen auf der Chaussee, macht eine Wendung am Sandwege vorbei und rollt weiter holterdipolter die Landstraße entlang. Viermal hin, viermal zurück. Wenn der Wagen den Bug nimmt, bliden Pferde und Lenker schau nach dem sandigen Waldwege. Viermal am Tage spielt eine Möglichkeit. Unheimlich leise mühten sie alle im Walde verschwunden sein. Im kühlen Schatten an ur-alten Stämmen, an Moos und sprudelnden Wassern vorbei. Viermal am Tage blinzelt der Alte auf dem Kutschbode und spielt mit einem Gedanken wie ein kleines Mädchen mit einer Streichholzschachtel.

Plötzlich soll er die letzte Fahrt machen. Seine letzte Fahrt von Tschinow nach Tschinow. Ein mächtiges gelbes Auto gab den Befehl. Breit und klobig liegt das fremde Ungeheuer am Bahnhof Tschinow.

Die letzte Fahrt! Wieviele sind es im ganzen gewesen? Wieviele Fahrten zwischen Tschinow und Tschinow? Nie hat der Alte darüber nachgedacht. Jetzt zieht er einen Bleistiftstumpfen heraus und rechnet, rechnet, rechnet. Fünzigtausendvierhundert — einfach Fahrten. So ungefähr. Wenn man Hochzeit, Kindtaufen und Krankheit abzieht, bleiben immer noch gut fünfzigtausend!



v. Wenzel-Mosau †

Einer der besten deutschen Automobil-Herrenrennfahrer, der schlesische Gutsbesitzer v. Wenzel-Mosau, verunglückte bei dem Stendaler Kilometerprüfungsrennen. Sein Wagen, mit dem er die beste Zeit des Tages gefahren hatte, überflieg sich nach dem Passieren des Ziels und geriet in Brand. Der Mitfahrer und ein Zuschauer wurden getötet. Wenzel-Mosau erlag seinen schweren Brandverletzungen.

Jeder Leser wird mir zugestehen, daß der geschilderte „Kriminalfall“ äußerst lehrreich ist. Er beweist nicht nur, wie leicht Ritualmordgerüchte entstehen, sondern zeigt auch, wie schnell und wirksam die Polizei, wenn sie entschlossen zuvorkommt, solchem Ritualmordspuk ein Ende machen kann. Freilich, die Nationalsozialisten hätten es sicher lieber gesehen, wenn die Berliner Kriminalpolizei in jenem Falle ein bißchen langsamer und weniger gewissenhaft gearbeitet hätte. Welch reiches Kapital für ihre Presse hätten die Berliner Antisemiten aus diesem „Ritualmord“-Fall der Frau W. schlagen können, wenn er ihnen rechtzeitig, d. h. vor dem Eingreifen der Kriminalpolizei, zur Kenntnis gekommen wäre. Kein Zweifel, daß sie ihn nicht minder bösartig ausgeglast hätten wie jetzt die Kindertötung in Bayern. Polizeivizepräsident Dr. Weiß, Berlin.

Der Alte muß auf den Bod steigen. Aus dem Wageninnern fliegt ein Schimpfwort. Die Gänse ziehen an, gleichgültig wie immer. Nicht einmal der Schlächter Poppoff kann sie aus ihrer Ruhe rütteln, trotzdem er ihre Rücken und Schenkel beklopft wie eine gutmütige Bäuerin.

Die Chaussee hinunter gehts im alten Tempo. „Wie lang sie heute ist!“ denkt der in sich zusammengesunkene Wagenlenker. Jeden Weilenstein kennt er, jedes Loch in der Landstraße. Je näher sie der Gabelung der Straße kommen, umso schneller treibt er die Pferde an, aus einem unbestimmten Gefühl heraus, das ihn schon den ganzen Morgen bedrückt.

Da ist die Kurve. Die Chaussee teilt sich in die Landstraße nach Tschinow und den Sandweg. Der Sandweg! Der Alte reißt sich zusammen. Der Sandweg, an dem er fünfzigtausendmal in seinem Leben vorbeifahren mußte! Ja, man hatte ihn gezwungen, fünfzigtausendmal in die holperige Landstraße, die verfluchte feine Landstraße nach Tschinow einzubiegen. Nicht ein einziges Mal hatte man ihm...

Der Alte greift in die Bügel, zerrt am Zaumzeug der Gänse, die ihren Herrn nicht begreifen. Da saust die Peitsche nieder — der Wagen erzittert — die Tiere haben verstanden. Mit zurückgelegten Ohren zeigen sie das Weiße in den Augen, jagen in den Sandweg hinein! Ohne Lärm, ohne Gepolter ziehen die Räder tiefe Furchen in den Sandweg.

„Die Teufel gehen durch!“ schreien Stimmen aus dem Wageninnern. „Der Alte ist betrunken!“ — „Man wird ihm...“

Der Wagen gleitet weiter. Er gleitet wie auf Wolken, weich, unbestimmt und zäh. Die Tiere schnauben Waldluft, werfen die Schadel hoch. Ueber Tannenstämmen rollen die Räder, an moosbewachsenen Stämmen vorbei, an Wasser, an grünen Lichtungen...

Bis der Wald aufhört. Weit drüben liegt die Landstraße als schmaler Streifen im grünen Felde. Noch viel weiter weg liegt Tschinow.

„Daß der Teufel...!“ Der Alte auf dem Bode reißt sich in grimmigfroher Genugtuung die Hände.

Der Wagen hält. Die Reisenden reihen die Tür auf, fluchen, schimpfen. Der Alte beruhigt sie: ja, die Pferdchen haben wohl geschaut. O, man kommt schon wieder nach Tschinow zurück. Ein bißchen spät wird's ja werden.

Und bereit, erlöst von jahrelanger Spannung, beendet der Alte seine letzte Fahrt.

Vom ersten Kapitalisten, der Geld verschob

Im alten Sparta wohnte ein braver, rechtschaffener Mann, namens Glaucos. Zu diesem kam eines Tages ein reicher Fremdling aus der großen Handelsstadt Milet, das damals beständig von den Lydern und Persern wegen seines Reichthums bedroht war, während Sparta und der Peloponnes sich tiefsten Friedens erfreuten. Der Fremdling jammerte dem guten Glaucos vor, daß sein Vermögen zu Hause in Milet dauernder Gefahr der Beschlagnahme und Entwertung ausgelegt sei und bat ihn schließlich, es bei ihm deponieren zu dürfen, bis die unsicheren Zeiten für Milet vorüber seien. Glaucos gewährte dem Fremden die Bitte, der Wahrzeichen hinterließ und ankündigte, daß seine Söhne zur gegebenen Zeit mit den gleichen Wahrzeichen als Erkennungszeichen versehen, das Geld wieder in Empfang nehmen würden. Im nächsten Jahre wurde Milet von den Persern besetzt, eingenommen, gänzlich zerstört und seines ganzen Reichthums beraubt, so daß alle seine überlebenden Bewohner bettelarm wurden — mit Ausnahme des Fremdlings, der sein Geld rechtzeitig in das goldarme Ausland Sparta verschoben hatte. Dennoch wäre er bald um sein Geld gekommen; denn als er seine Söhne nach Sparta sandte, das Geld zu holen, verweigerte Glaucos, durch den Anblick des ihm sonst unbekannten Goldes verleitet, die Herausgabe des Geldes. Er fragte sogar beim delphischen Orakel an, ob er das Geld unterschlagen dürfe. Die Pythia ließ ihm jedoch antworten, daß dann sein ganzes Geschlecht aussterben würde. Daraufhin gab Glaucos das Geld zurück.

Das kleine Geschichtchen ist ein neuer Beweis dafür, daß tatsächlich alles schon einmal dagewesen ist — und daß die Menschen zu allen Zeiten — sich gleich bleiben! Dr. D.



Das Lager der Byrd-Expedition in der Antarktis

Die erste hier eingetragene Aufnahme von der Forschungsreise des bekannten Südpolforschers, Kommandeur Byrd, zeigt das Lager der Expedition, das zugleich als Basis für die Erkundungsflüge diente.

Unter Fridericus Fahnen

Das abgeschminkte Heldenideal.

Unberufen — man bekommt jetzt nicht mehr in jedem Kaffeehaus die Versicherung vorgesetzt, daß der Pringeliger an der Spitze seiner Streitmacht von Cello, Klavier und zweiter Geige bereit sei, für seinen König und Helden den Teufel aus der Welt zu schlagen, und auch Otto Gebühr hat sich endlich eine andere vaterländische Helbengegalt zur Verfilmung suchen müssen. Die Sage von dem „großen König“ und seinem Heer aber ist unsterblicher Bestand aller vaterländischen Glorie und aus den trüben Tagen „vaterländischer Schmach“ klüchten sich patriotische Gemüther gern in Träumereien, die sich mit dem großen König und seiner Heldenjahre beschäftigen.

In Wahrheit aber sah auch damals die Sache nicht ganz so aus, wie die Fridericusanhänger sie sich heute träumen. Vor allem: Trotz der Tatsache, daß jeder siebenundzwanzigste Mann im preußischen Staat (Kinder und Greise eingerechnet) Soldat werden mußte, bestand noch ein großer Teil des preußischen Heeres aus geworbenen Rekruten. Was aber die „Werbung“ damals heißen wollte, erfährt man aus zeitgenössischen Zeugnissen. Die preußischen Werber waren nichts anderes als Menschenräuber, und sie lauerten gleich Raubtieren in den freien Städten und an den Grenzen, vor keinem Betrug und keiner Gewalttat zurückweichend.

Während des Siebenjährigen Krieges kam ein Hauptmann aus Holland in ein Städtchen am Rhein. Er hatte preußischen Boden überhaupt noch nicht betreten. Trotzdem hielt er an einem einsam gelegenen Wirtshaus preußische Werber seinen Wagen an und behaupteten, er hätte vielleicht einige Deserteure darin verborgen. Sein Bedienter ging inzwischen zur Post, um neue Pferde zu bestellen — er war seit diesem Augenblick verschwunden. Der Rittmeister wurde entlassen, am nächsten Morgen mit anderen Rekruten abgeführt. Er mußte den Rest des Krieges als Gemeiner mitmachen. Reiter der Briefe an seine Freunde oder Verwandten erreichte sein Ziel, auf seine Eingaben an den König erhielt er nie eine Antwort.

Ein junger Militärarzt aus Lyon, den sich die Kurfürstin-Witwen von Sachsen kommen ließ, reiste der Billigkeit wegen allein mit eigenem Pferd. In der Nähe von Frankfurt traf er einen preußischen Rekrutentransport. Die Offiziere redeten ihn an, sich ihnen anzuschließen, da die Landstrafen für einen alleinreisenden Menschen doch zu unsicher seien. Sie waren die liebenswürdigsten Reisebegleiter, aber in Halberstadt, wo die Werber das wagen durften, wurde der junge Franzose überwältigt, gefesselt, nach Magdeburg und dann als Rekrut nach Berlin gebracht. Hier traf er Bekannte, die sich erhoben, an seiner Stelle sogar einen anderen Rekruten zu stellen, zwei, wenn es sein mußte. Der Regimentskommandeur aber verlangte, daß die beiden Rekruten gleichfalls Franzosen sein mußten, sonst wolle er den Mann nicht freigeben.

Im Jahre 1754 hatte ein preußischer Werbeoffizier (von Henden) in Ulm einen reisenden katholischen Studenten von seinen Soldaten überfallen lassen. Um ihn am Schreien zu verhindern, stieß man dem Unglücklichen ein Schnupftuch tief in den Hals, so daß er daran erstickte. Die Ulmer setzten den Werber fest und machten ihn trotz aller Reklamationen Friedrichs den Prozeß. Doch gelang es dem Werbeoffizier, im letzten Augenblick zu entfliehen. In allen Verkleidungen streiften die Werber umher. Mein im Laufe des Siebenjährigen Krieges lieferte die von Obrist Collogon befehligte Werberschar 60 000 Rekruten. Zwanzig Millionen Mark wurden während der Regierung Friedrichs II. für Werbegelder hinausgeworfen.

Wer einst einmal Soldat war, der lebte in der Hölle. Es wurde um jeder Kleinigkeit willen unheimlich geprügelt. Thiebault erzählt in seinen Memoiren, daß er einmal sah, wie ein fünfzehnjähriger Junger einen über fünfzig Jahre alten Grenadier eines kleinen Verlebens wegen vorreden ließ und ihn mit einem Stod aus Leibsträfen über Anne und Schenkel schlug, so daß der zufällige Zeuge der Szene den Anblick nicht mehr ertragen konnte. Dem alten Grenadier liefen die dicken Tränen die Backen herunter — sagen durfte er nichts. Dazu mußten die Soldaten, die sich nicht als Arbeiter oder Handwerker in ihrer Freizeit einen Nebenverdienst schaffen konnten, fast Hunger leiden. „Des Morgens für ein Dreier Fasel um ein Stück Kommiß — mittags für ein Dreier Suppe aus der Garliche, um abends für zwei Pfennige Dünmbier um Kommißbror“, so beschreibt der arme Mann in Trodenburg, Mi Braeder, auch einer der zwangsgeworbenen Soldaten Friedrichs, die Kost des preußischen Soldaten. Heiraten sollten die Soldaten nicht — und welches ehrbare Mädel hätte sich auch mit einem Menschen dieser von allen Bürgern verachteten und gehähten Rasse abgeben? Dafür wurde z. B. den Soldaten der Garde erlaubt, mit einem Mädchen, das sie geschwängert hatten, zusammenzuleben. Der Soldat mietete das Mädel in der Stadt ein, während er in der Kaserne wohnte, und die „Frauensperson“ erhielt einen „Liebsteinschein“, der sie vor polizeilichen Verfolgungen wegen Unfittlichkeit schützte.

Kein Wunder, daß die Soldaten bei der Aussicht verzweiften, ihr Leben lang in dieser Hölle bei Hunger und Prügel,

Diamantenschlacht unter Wasser

„Garimpeiros“ heißen die verwegenen, vor keiner Gefahr zurückweichenden Gesellen, die in ihren kleinen Kanus die an Stromschnellen und Fällen überreichen Gewässer der Araguaya, des 2000 Kilometer langen Grenzflusses zwischen den brasilianischen Staaten Matto Grosso und Goyaz befahren, um in den Sand- und Schlammablagerungen des Flußbettes nach Diamanten zu graben. Mehr als 6000 Menschen durchsuchen, in Gruppen vereint, alltäglich den Flußgrund, der überreich an Diamantenmaterial ist, so daß die Schatzgräber, die oft nichts zu nagen und zu heißen haben, Diamanten im Werte von Tausenden von Mark erbeuten. Aber zu Geld kommen die Garimpeiros deshalb doch nicht; irgendein geschäftstüchtiger Abenteurer nimmt ihnen die Steine im Kartenspiel ab oder erhandelt sie für ein Butterbrot. „Das Diamantenfieber“, schreibt ein sachkundiger Mitarbeiter des „Popolo d'Italia“,

„unterscheidet sich grundfänglich von dem Goldfieber.

Kommt ein Garimpeiro wirklich einmal zu Vermögen, so bemüht er sich, es auf dem schnellsten Wege zu vergeuden, um nur rasch des Vergnügens wieder teilhaftig zu werden, im Sande zu huddeln und die Edelsteine im schmutzigen Flußschlamm aufblitzen zu sehen. Dieser Augenblick ist ihm Lebenszweck und Lebensinhalt.

Die beiden Dinge, denen sein Herz gehört, sind der Diamant und der Revolver. Wer den Araguaya befährt, darf sicher sein, nackten Menschen zu begegnen, die den Revolver im Gürtel tragen; es ist komisch, aber durchaus wahr. Jeder sucht auf eigene Rechnung und Gefahr. Wehe dem, der sich einfallen läßt, seine Nase in die Angelegenheiten des anderen zu stecken! Die Regierung, die einmal veruchte, die Diamantengräber zu besteuern, mußte angesichts der drohenden Haltung der Garimpeiros wohl oder übel

auf ihre Steuerpläne verzichten.

Die Abenteurer wollen unter sich bleiben und üben auch selbst Zutritt aus. Ist einer eines Kriminalverbrechens verdächtig, so sprechen ihm die Genossen das Urteil, das auf der Stelle vollzogen wird. Der Verurteilte verschwindet in dem wogenden Schlund des reißenden Araguaya. Die Garimpeiros bilden eine

große Familie, die beständig in Bewegung ist. Es genügt ein unführes Gerücht, das irgendein Indianer verbreitet, eine vage Nachricht über einen fabelhaften Diamantenfund, um die Garimpeiros zu bestimmen, sofort ihre Zelte abzubauen, und einem neuen Glück nachzujagen, das sich zumeist als trügerisch erweist. Auch der fremde Abenteurer, der sich in diese Gegend verirrt, wird ohne weiteres in den Familienverband aufgenommen, sofern er nur über sein Vorleben lückenlose Auskunft geben kann und will. Er darf ruhig bekennen, ein Zuchthäusler zu sein, ohne deshalb befürchten zu müssen, aus der Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden.

In jüngster Zeit sind einige unternehmungslustige Leute auf den Gedanken gekommen, die Diamantensucher mit Taucherausrüstungen zu versehen, um die Diamantengrabberei auch in der Regenzeit zu ermöglichen,

wenn der hochgeschwollene Fluß das Land überschwemmt.

Dabei kam es vor kurzem zu einer Katastrophe, die sicher in der Welt Aufsehen erregt hätte, wenn in jenem weitverlorenen Gebiet der elektrische und drahtlose Telegraph nicht völlig unbekante Dinge wären. Eines Tages hatte ein Diamantensucher aus dem Fluß ein paar Steine von ungewöhnlicher Größe herausgebracht. Wenige Stunden später stiegen 25 Taucher, unfürmt um die gefährlichen Strömungen und Strudel, an der bezeichneten Stelle ins Wasser. In der Tiefe hatten auch zwei das Glück, auf die diamantensuchende Sandschicht zu stoßen, und suchten fröhlich das kostbare Material zusammenzuraffen. Die anderen stürzten sich heuchlerisch auf die vom Glück begünstigten Genossen. Es kam auf der Flußsohle zu einem wilden Handgemenge, bei dem die Luftschläuche gleichzeitig mit den Aufzugsseilen zerrissen wurden. Da die auf der Oberfläche des Wassers befindliche Bootsmannschaft keine Signale von unten mehr erhielt und mit den Tauchern keine Verbindung herstellen konnte, verloren die Leute den Kopf, und die Boote, die nicht mehr ordnungsmäßig bedient wurden, gerieten in die Strömung und wurden fortgerissen. Von den 25 tauchenden Garimpeiros war es nur zweien vergönnt, das Licht der Sonne wieder zu schauen. So lebt und stirbt man in Matto Grosso.

Indischer Frauenkauf

Eine interessante Gerichtsverhandlung fand kürzlich in Bombay statt. Es handelte sich dabei um die Lösung der schwierigen Frage, ob ein dreißigjähriger Witwer ein fünfzehnjähriges Mädchen heiraten darf. Das Ergebnis der Verhandlung scheint eine wahre Revolution auf dem Gebiete des Eheschließens in Indien herbeizuführen zu haben. Nach den bisher geltenden Gesetzen stand nämlich der Eheschließung des durch volle 38 Jahre voneinander getrennten Paares nicht die geringste Schwierigkeit entgegen. Die Trauung hätte demnach ungehindert stattfinden können, wenn nicht — die revolutionäre Viga der „Jung-Hindus“ gewesen wäre. Diese Viga, die in weiten Kreisen des indischen Volkes zahlreiche Anhänger besitzt, greift nämlich den Fall auf, um ein Exempel zu statuieren. Es gelang den „Jung-Hindus“ binnen kurzem, vollständige Beweise dafür zu erbringen, daß das junge Mädchen, wie das in Indien durchaus keine Seltenheit ist, von ihren Eltern für eine große Geldsumme an den zukünftigen Gatten verkauft worden war. Die Mitglieder der Viga beschloßen deshalb, die Eheschließung zu verhindern. So geschah es denn, daß gerade in dem Augenblick, in dem das junge Paar vor den Priester trat, eine Gruppe von Eingeborenen den feierlichen Akt störte, die junge Braut entführte und sie in ihr Elternhaus zurückbrachte.

verachtet von allen anständigen Menschen, ausharren zu müssen. Diese Verzweiflung war die Ursache eines furchtbaren Uberglaubens. Weil sie beim Selbstmord nur die irdische Hölle mit der anderen vertauscht hätten — so lehrte es ja die Religion — so ermordeten viele ein unschuldiges Kind, „um es auf diese Weise ins Paradies zu bringen“. Wenn sie sich dann selbst anzeigten, so hatten sie nach ihrem Glauben bis zur Hinrichtung noch ausreichend Zeit, um die Vergebung Gottes anzuflehen. „Ich habe viele Hinrichtungen gesehen, die sich zu diesem abscheulichen Glauben bekannten“, schreibt Dieudonne Thiebault.

Stärkere Naturen suchten freilich auf andere Weise der Hölle zu entkommen. Besonders in Kriegsjahren war die Zahl der Ueberläufer und Deserteure groß, denn im Frieden waren die Tore der Garnisonen und die Landstraßen schwer bewacht.

So sah in Wirklichkeit das Heer Friedrichs aus, diese „Heldenschar“, von der wir so reichlich in der Schule gelernt haben — und so sieht das wahre Gesicht des Militärs aus: Rohheit, Borniertheit, Brutalität zeichnen es. Von Fridericus bis zu den Jememorden haben sich nur die Formen, hat sich nicht der Geist geändert.

Rühe weiden am Nordpol

Die Arttis, das Weideland der Zukunft. — Ungeheure Gebiete, die der Erschließung harren.

Unter Benennung des von Rudmose Brown von der „British Association for the Advancement of Sciences“ beigebrachten Materials glaubte H. de Vartign in einer Pariser Zeitschrift die Prophezeiung wagen zu dürfen, daß die Polarländer in Zukunft berufen sein werden, ein ergiebiges landwirtschaftliches und industrielles Gebiet zu werden, und die Ernährungsreserven zu schaffen, die geeignet sein dürften, der drohenden Gefahr einer Ueberbevölkerung ihre Schreden zu nehmen: „Mit der Kurzsichtigkeit und der Zerstörungssucht, die das „blöde neunzehnte Jahrhundert“ kennzeichnet, haben es sich Trapper und Jäger angeeignet sein lassen, unter der Fauna der Arttis aufzuräumen, als wenn diese unerschöpflich wäre. Die nächstliegenden Polarländer kamen dabei zuerst an die Reihe. In Grönland, Spitzbergen, Kanada, Sibirien, überall haben die Pelzjäger, wenn man so sagen darf,

die Gans getötet,

die ihnen die goldenen Eier legte. Erst jetzt haben wir uns zu der Einsicht durchgerungen, daß man nützliche Tiere, statt sie auszurotten, systematisch züchten muß, um sich einen bleibenden Stod von Fellen zu verschaffen, genau so wie wir uns durch die rationelle Züchtung von Schafen die dauernde Wollversorgung gesichert haben. Aber bei der fortschreitenden Erforschung der Arttis entdeckt der Mensch auch noch etwas anderes. Er fand den Beweis erbracht, daß diese weitgedehnten Gebiete durchaus nicht unfruchtbar sind. Sie vermögen eine Vegetation in genügender Menge zu produzieren, um große Herden zu ernähren. Infolgedessen erkannte man, daß die Möglichkeit bestand, Viehherden zu züchten, die man bisher in unverantwortlicher Kurzsichtigkeit dezimiert hatte. Der ganze Norden Sibiriens, Alaskas und Kanadas bietet hinter

der Baumzone fruchtbares Land,

das so groß ist, wie das Gebiet der Vereinigten Staaten. Man verfügt über fünf Millionen Quadratmeilen eisfreien Bodens. Die ganze weite Fläche ist mit Futterpflanzen bedeckt, die für die Fruchtbarkeit des Bodens zeugen und die natürliche Weide der Karibus, Rentiere und Moschusochsen bilden. Diese Tiere sind einheimisch und an die klimatischen Verhältnisse gewöhnt, so daß sie im Winter nicht nach dem Süden ziehen brauchen. Dort verfügen wir über nützliche Fleischvorräte, vorausgesetzt, daß wir, statt die Tiere zu töten, auf ihre methodische Züchtung und Pflege bedacht sind. Diese artischen Weidestrecken werden noch lange nicht nach ihrem vollen Wert geschätzt. Wir haben noch nicht verstanden, alle die dort gebotenen Möglichkeiten auszunutzen. Dabei drängt sich die Frage auf, welche Auswirkung wohl die Erschließung und Organisierung des Weidestrebtes auf die eingeborene Bevölkerung haben werden. Hinsichtlich der Indianer und der kanadischen Eskimos kann man sich Bedenken nicht verschließen. Sie würden am besten als Hirten Verwendung finden, während der



Glück im Unglück

Haben die Insassen eines Autombusses, der in Kassel mit einer Straßenbahn zusammenstieß, die Mauer des tiefer gelegenen Stadtmarktes durchbrochen und über der Wand hängen blieb. Die Fahrgäste kamen mit dem Schrecken davon.

Betrieb der Schlachthäuser,

der Aufbewahrung und des Transportes den Vertretern zivilisierter Rassen überlassen bleiben müßte. Eskimos und Weiße müßten Hand in Hand arbeiten, was allerdings auf Kosten der weniger fortgeschrittenen Rasse geschehen müßte, denn die zivilisierte Rasse drängt naturgemäß die primitivere zurück. Sie will kolonisieren und wird auch bei der Befriedung der arktischen Gebiete beweisen wollen, daß sie wohl imstande ist, sich selbst zu erhalten. Wir sehen den Tag voraus, erklärt ein englischer Landwirt, an dem die „Dedlands“ des arktischen Kanada und die Tundren Sibiriens und Grönlands von einer spärlichen Bevölkerung besiedelt sind, die sich mit der Zucht und der Nahrungsmittelherstellung der Herden von Rentieren und Mooschafschafen beschäftigt. Wer hätte vor hundert Jahren wohl zu hoffen gewagt, daß in Australien einmal Schafherden weiden und in den Tälern Kanadas Weizen reifen würde?

Vermischte Nachrichten

Stockholms Osterferien.

Unter den vielen Stockholmern, die das schöne Wetter zu einem Osterferienausflug am Sonntag nachmittag verleitet hatte, befand sich auch eine junge Dame mit ihrem Hündchen, einem jungen Schnauzer. Sie lustwandelte im Tiergarten, als das Hündchen von einem Radfahrer beinahe überfahren wurde. Erschreckt lief es mit langen Sprüngen auf das Eis des Wits hinaus. Etwa fünfzig Meter vom Lande entfernt brach es ein. Es schwamm nun zwischen den Eisschollen umher, indem es verzweifelte Anstrengungen machte, sich auf eine der Schollen zu retten, was ihm erst nach etwa einer halben Stunde gelang. Inzwischen hatte sich eine nach Tausenden zählende Menge von Spaziergängern zu beiden Ufern des Wits und auf der Tiergartenbrücke angesammelt. Man hatte die Feuerwehr alarmiert, aber sie konnte zunächst nichts ausrichten. Der Schnauzer stand auf der Eisscholle, klapperte vor Kälte mit den Zähnen und wagte keinen Schritt vor oder zurück. Es verging wieder fast eine halbe Stunde mit Beratungen zwischen Feuerwehr und Schutzmannschaft, an denen das Publikum lebhaftesten Anteil nahm. Dann wurde einem jungen Mann die Sache zu dumm. Beherzt belancierte er auf den Schollen hinaus. Aber nachdem er sein Ziel halbwegs erreicht hatte, zappelte auch er im Wasser und ebenso erging es dem Retter des Retters, der aber wenigstens mit einem Rettungsgürtel versehen war. Nun bemächtigte sich der Zuschauer größte Aufregung. Die Männer schimpften auf die Polizei und die Feuerwehr, junge Damen weinten und ältere bekamen Anfälle, man weiß nicht, ob aus Mitleid mit den tapferen Rettern oder mit dem Hündchen, das ununterbrochen jämmerlich klaffte. Die Polizei verbot nun weitere Rettungsaktionen seitens des Publikums. Ein Boot wurde ausgehakt, und die noch immer im eiskalten Wasser badenden Männer und der Schnauzer wurden geborgen. Unter Hurraufen wurde das Hündchen ans Land gebracht, und eine edelmütige Dame rief sie den Pelz vom Leibe, um es darin zu wärmen. Sämtliche Stockholmer Zeitungen enthielten die eingehendsten Berichte über dieses aufregende Geschehnis mit vielen Einzelheiten und natürlich mit Photographien des Hundes, der Retter und der Rettungsaktion. Eine brachte sogar ein wichtiges Interview mit dem Helden oder vielmehr der Heldin des Tages, Fräulein Schnauzer Piel von Hofnäs.

Das internationale Kind.

Ein in Frankreich anjüngliches deutsches Ehepaar reist auf einem englischen Dampfer. Während das Schiff im Hafen von Vissalon liegt, wird die junge deutsche Frau vorzeitig von einem Sohn entbunden. Durch Zufall erfährt der französische General-

konul davon und beeilt sich, den jungen Weltbürger in seine Konsulatsmatrikel einzutragen; denn da die Eltern ihren gewöhnlichen Wohnsitz in Frankreich haben, muß der Sohn nach französischem Recht Franzose werden. Der glückliche Vater eilt zum deutschen Konsulat, um dort die Geburt eines jungen Deutschen anzumelden. Was Recht ist, muß Recht bleiben: die Eltern sind Deutsche, sie reklamieren ihren Sohn selbstverständlich für ihr eigenes Vaterland. Der englische Schiffskapitän aber zögert heiserseits auch nicht, die Ansprüche John Bulls geltend zu machen. In feierlichem Zuge erscheint er an der Spitze einer Abordnung seiner Offiziere und Mannschaften, um der Mutter die Glückwünsche der Befahrung und der englischen Nation auszusprechen, und als erste Gabe kreiert er dem Neugeborenen einen bunt leuchtenden Union Jack über das Moseskörbchen, das die Stelle der Wiege ersetzt. Ein Symbol, das nicht ungern entgegengenommen wird, das Bunte reizt zum erstenmal die Sehnerven des Jünglings und löst ein munteres Krähen aus. Dann jedoch — etwas spät, dafür aber mit Würde, — erscheint der Hafenkapitän von Vissalon an Bord des Schiffes. Hinter ihm sein Schreiber mit einem großen Folianten unter dem Arm. Sie wollen Akt nehmen von dem glücklichen Ereignis, das in ihren Gewässern so ganz ohne ihre Mitschuld vor sich gegangen ist, und mit Unterschrift und Amtssiegel der portugiesischen Republik ihren künftigen Bürger zuführen. Was nun? fragte ich den Vater. „Andre Sorgen mögen kommen,“ antwortete er mir. „Der Frage nach dem Beruf, den mein Sohn ergreifen soll, sind wir enthoben.“ „Wie meinen Sie das?“ „Nun, was soll er sonst werden als Staatsmann? Bei dieser Begabung für Internationalität!“

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416.

Freitag, 10.15: Gottesdienst. 12.10: Konzert. 17: Kinderstunde. 17.45: Vorträge. 20.15: Symphoniekonzert von Warschau, danach Berichte und französische Mauderei.

Sonnabend, 12.10: Schallplattenkonzert. 16: Musikunterricht. 17: Übertragung aus Wilna. 18: Kinderstunde. 19.10: Vorträge. 20.30: Abendkonzert von Warschau. 22: Berichte und Tanzmusik.

Warschau — Welle 1415.

Freitag, 10.15: Übertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12.10: Konzert der Philharmonie. 15.50: Schallplattenkonzert. 17: Kinderstunde. 17.45: Vorträge. 20.15: Abendkonzert der Warschauer Philharmonie.

Sonnabend, 12.10: Konzert auf Schallplatten. 15.10: Vorträge. 17: Übertragung aus Wilna. 18: Kinderstunde, übertragen aus Krakau. 20.30: Musikalische Abendunterhaltung. Danach die Berichte und anschließend Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 326.4.

Allgemeine Tageseinteilung.
11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten. *) 12.55 bis 13.06: Neuerer Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitanlage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung. *) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Preisnachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preis-

Breslau Welle 321.2.

bericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitanlage, Wetterbericht, neueste Preisnachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde I.-G.

Freitag, 3. Mai. 15.40: Stunde und Wochenschau des Hausfrauen-Bundes Breslau. 16.30: Rund um die Welt. 18.00: Schlesischer Verkehrsverband. 18.20: „Wie erhalte ich meine Füße gesund?“. 18.40: Hans Bredow-Schule, Abt. Kunstgeschichte. 19.10: Stunde der Deutschen Reichspest. 19.35: Wetterbericht. 19.35: Hans Bredow-Schule, Abt. Naturwissenschaft. 20.00: Übertragung aus der Philharmonie Berlin: Symphoniekonzert. 22.00: Die Abendberichte und Abt. Handelslehre.

Sonnabend, 4. Mai. 15.45: Stunde mit Büchern. 16.15: Unterhaltungskonzert. 17.45: Blick auf die Weinwand. 18.20: „Unsere kommenden Filme“. 18.45: Zehn Minuten Soperanto. 18.55: Wetterbericht. 18.55: Die selbständige Frau und ihr Frauentum. 19.20: Einführung in die Oper des Abends und Bekanntgabe des Personenverzeichnisses. 19.30: Übertragung aus dem Stadttheater Breslau: „Die Hochzeit des Figaro“. 22.50: Die Abendberichte. Sodann bis 0.30: Tanzmusik des Funk-Jazz-orchesters.

Verksammlungskalender

Programm der D. S. A. P. Königshütte

Donnerstag, den 2. Mai, Heimabend.

Sonntag, den 5. Mai, Maifeier in Sadolla, Bezirksstreffen.

Am Sonntag, den 5. Mai, findet nachmittags um 5 Uhr, im Zentralhotel, Zimmer 26, die erste Frauenfeierstunde der „Arbeiterwohlfahrt“ statt. Jede Genossin ist herzlich willkommen!

Kattowitz. (Freidenker.) Am 5. Mai, nachmittags 3 Uhr, findet im Gasthaus Kotyrba in Janow eine Mitglieder-Versammlung der Freidenker und Feuerbestattung statt. Da wichtige Sachen auf der Tagesordnung sind, wird um vollzähliges Erscheinen gebeten.

Kattowitz. (Holzarbeiter.) Donnerstag, den 2. Mai, abends 6 Uhr, im Zentral-Hotel allgemeine Holzarbeiterversammlung. Bestimmtes Erscheinen jedes Einzelnen ist Pflicht.

Königshütte. (Ortsausschuß.) Donnerstag, den 2. Mai, abends 7 Uhr, findet im Konferenzzimmer „Volkshaus“ eine wichtige Vorstandssitzung des Ortsausschusses Königshütte statt. Erscheinen eines jeden Vorstandsmitgliedes Pflicht. Weitere Einladungen ergehen nicht.

Königshütte. (Verband der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen.) Am 4. Mai begeht genannter Verband sein 10-jähriges Stiftungsfest. Der Tag wird in Form eines Festabends abgehalten, verbunden mit Tanz und verschiedenen Belustigungen im Saale des Hotel „Graf Reden“. Auch eine Verlosung findet statt. Wir bitten alle Gönner des Verbandes um regen Zuspruch. Der Ueberfluß kommt den Kriegserstern und Kriegerwitwen zugute.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. oap., Katowice; Druck: „Vita“, naklad drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Dixin

Das dankbare Seifenpulver

Größte Ergiebigkeit und hervorragende Waschwirkung! Dixin ist für jedes Waschverfahren geeignet. Besonders vorteilhaft für Maschinenwäsche zu verwenden!

Ohne Chlor.



PALMA

CENTRAL-HOTEL

ul. Dworcowa 11 KAOWICE Bahnhofstraße 11

Treffpunkt aller Gewerkschaftler und Genossen

ANGENEHMER FAMILIEN-AUFENTHALT
GESELLSCHAFTS- U. VERSAMMLUNGSRAUME
VORHANDEN

GUTGEFLEGTE BIERE UND GETRÄNKE
JEDLICHER ART

VORTREFFLICHER MITTAGSTISCH

REICHE ABENDKARTE

Um gefl. Unterstützung bittet die Wirtschaftskommission

I. A.: August Dittmer

»Vita«
DRUCKT SCHNELL
DRUCKT PREISWERT
DRUCKT GUT
Buch- und Kunstdruckerei
KATOWICE
ul. Kościuszki 29
Telefon 2097



Hüte

für Damen und Kinder können Sie

selbst arbeiten

nach Beyers Führer für

Putzmacherei

im Hause

Die neuesten Modelle!

Überall zu haben u. d. Nachn. v.

Verlag Otto Beyer, Leipzig-T



Nervöse, Neurastheniker

die an Reizbarkeit, Willensschwäche, Energielosigkeit, trüber Stimmung, Lebensüberdruß, Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen, Angst- u. Zwangszuständen, Hypochondrie, nervösen Herz- und Magenbeschwerden leiden, erhalten kostenfrei Broschüre von

Dr. Gebhard & Co., Danzig Am Leegen Tor 51